

Deutschland: Ein Abgesang von Maxim Biller

Nummer 18 – 30. April 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5,90 (inkl. MwSt.) – Euro 3,90

DIE WELTWOCHEN



Wenn dunkle Mächte die Welt beherrschen

Warum die Menschen Verschwörungstheorien brauchen. *Von Kai Michel*

Bundeskriminalpolizei versinkt im Chaos

Beziehungsfilm, Misstrauen und Intrigen. *Von Daniel Ammann*

Mythos Frühförderung

Studie: Fremdsprachen an der Primarschule bringen nichts. *Von Philipp Gut*





BERUF: SCHAUSPIELER BERUFUNG: PILOT

Er ist berühmt als Star, als vielseitiger Schauspieler. Aber John Travolta ist auch ein versierter Pilot mit über 5000 absolvierten Flugstunden, und er besitzt Zulassungen für acht verschiedene Flugzeugtypen, u.a. für die Boeing 747-400 Jumbo Jet. Alles, was mit der authentischen Fliegerei zu tun hat, fasziniert ihn. So auch die Instrumentenuhren von Breitling. Seit 1884 nimmt Breitling an sämtlichen bedeutenden Momenten bei der Eroberung des Luftraums teil – oft sogar hautnah. Ihre Chronografen erfüllen höchste Kriterien in Sachen Präzision, Robustheit und Funktionalität. Deshalb arbeiten in allen ihren Zeitmessern von der Offiziellen Schweizerischen Chronometerkontrolle (COSC) zertifizierte Werke. Breitling ist eben nicht aus Zufall anerkannte Lieferantin der Aeronautik.

WWW.BREITLING.COM



*Breitling Navitimer
Ein Kultobjekt für Aeronautikliebhaber.*



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

citiz

high design by *Nespresso*





NESPRESSO[®]
Die Seele des Kaffees



www.trading-game.ch
realistisch | risikolos | kostenlos
Jetzt anmelden!

Swiss Twister Total Return Open End Zertifikate

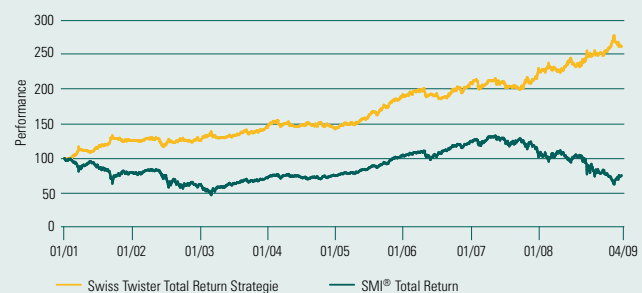
Die duale Strategie – automatisch, regelbasiert, transparent

- Duale Long/Short-Strategie bietet die Chance auf positive Rendite in steigenden und fallenden Märkten
- Ziel: stabile Rendite bei geringer Volatilität
- Investment in den Schweizer Aktienmarkt
- Open End – ohne fixe Laufzeitbegrenzung
- Kotierung an der SIX Swiss Exchange wird für den 15. Mai 2009 beantragt
- Valor: 4'572'382 / Symbol: TWIST
- Emittenten-Rating: Aa2 (Moody's) / A+ (S&P)



Zeichnen Sie jetzt bis zum 8. Mai 2009. Die Kotierung an der SIX Swiss Exchange wird für den 15. Mai 2009 beantragt.

Swiss Twister Total Return Strategie vs. SMI® Total Return



Quelle: Bloomberg, ABN AMRO (April 2009)

Die Angaben basieren auf Szenarioanalysen und Backtestings. Diese beruhen auf Annahmen und sind rein hypothetisch. Die Performance in der Vergangenheit ist kein verlässlicher Indikator für die künftige Wertentwicklung.

Mit Hilfe der Swiss Twister Total Return Strategie haben Anleger die Chance, automatisch auf Markttrends zu reagieren - egal ob die Märkte steigen oder fallen. Indem monatlich entweder eine Long- oder eine Short-Position in SMI® Futures eingegangen wird, bieten die Swiss Twister Total Return Open End Zertifikate Renditechancen in steigenden und fallenden Märkten. Die Positionen werden abhängig von einem Trendindikator eingegangen, der sich auf die gleitenden Durchschnitte der SMI® Futures Preise bezieht.

Risikohinweis:

Dieses Werbeinserat stellt keinen Emissionsprospekt im Sinne von Art. 652a resp. 1156 OR dar. Der alleinverbindliche Prospekt in englischer Sprache kann direkt bei ABN AMRO Bank N.V., Zweigniederlassung Zürich, unter der Tel. 044 / 631 62 62 bezogen werden. Die Zertifikate qualifizieren nicht als Anteile einer kollektiven Kapitalanlage im Sinne des Bundesgesetzes über die kollektiven Kapitalanlagen (KAG) und sind daher auch nicht der Aufsicht der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (FINMA) unterstellt. Die Anleger sind dem Konkursrisiko der Emittentin ausgesetzt. SMI® ist eine eingetragene Marke der Schweizer Börse SIX Swiss Exchange. Die Produkte sind weder für den Vertrieb in den Vereinigten Staaten, Grossbritannien oder den Niederlanden, noch an US-Personen bestimmt.

Wir machen Sie darauf aufmerksam, dass die Gespräche auf der angegebenen Linie aufgezeichnet werden. Bei Ihrem Anruf gehen wir davon aus, dass Sie mit dieser Geschäftspraxis einverstanden sind.

➤ Bestellen Sie jetzt kostenloses Informationsmaterial
Tel. 044 631 62 62 · abnamro.pip@ch.abnamro.com · www.abnamromarkets.ch



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich
bewahrt man sie schon für die nächste Generation.


GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

LUZERN ZÜRICH GENEVE LUGANO BERN ST. MORITZ BASEL

Jahreskalender Ref. 5146J,
Calatrava Manschettenknöpfe.





«Ich habe meine Stürze nicht gezählt»: Motorsport-Legende Taveri. Seite 48

Interview

48 «Gerade Zahlen bringen Glück»

Luigi Taveri gehört zu den erfolgreichsten Schweizer Sportlern der Geschichte. Der dreifache Motorradweltmeister feiert dieses Jahr seinen 80. Geburtstag

Stil & Kultur

- 52 Traumrest Natur Fotograf Peter Bialobrzeski
- 54 Namen Von Daisy Lowe bis Roger Federer
- 55 MvH Meine Frauen
- 56 Im Gespräch Play, Fotografin und Mode-Bloggerin
- 57 Luxus Die Sonne bringt sie an den Tag
- 58 Auto Mercedes C 63 AMG
- 59 Zu Tisch Restaurant «Stucki», Basel
- 59 Wein Sotto il Vento Sangiovese 2005, Notte Rosso Toscana 2004
- 60 Bestseller
- 60 Wider die Auspacker

Werner Weber hat Literaturkritik als Kunst betrieben. Mit den grossen Autoren des 20. Jahrhunderts tauschte er Briefe.
- 62 Jazz Mark Turner, Larry Grenadier, Jeff Ballard
- 62 Film «X-Men Origins: Wolverine»
- 63 Replik Getrennte Betten sind gefühlloser Unsinn
- 64 Doppelpass Folge 23
- 66 Hochzeit Sandra Maligec und Soeren Suter

Autoren in dieser Ausgabe

Maxim Biller



Der Schriftsteller hat Romane, Kurzgeschichten und Erzählungen verfasst. Seine Kolumne «100 Zeilen Hass» in der Zeitschrift

Tempo erreichte Kultstatus. Auf Seite 38 beschreibt der begnadete Polemiker, wie die Wiedervereinigung mit der DDR die Werte der alten BRD zerstörte.

Andreas Z'Graggen



Von 1973 bis 1977 war der studierte Ökonom und Soziologe als Redaktor bei der *Weltwoche* tätig. Später leitete er als Chefredaktor

das Wirtschaftsmagazin *Bilanz* und die *Berner Zeitung*. Auf Seite 36 spricht er mit dem ehemaligen Schweizer Botschafter Gaudenz von Salis.

www.weltwoche.ch

Sagen Sie uns Ihre Meinung

Funktioniert Calmy-Reys «aktive Neutralität» noch? Was halten Sie von der Elite-Polizeitruppe «Tigris» der Bundesanwaltschaft? Sind Allergiker Simulanten? Jede Woche stellen wir Ihnen eine Frage zu einem brisanten Thema. Stimmen Sie ab unter www.weltwoche.ch/umfrage

Weltwoche-Soirée: 60 Jahre Bundesrepublik Deutschland

Deutschland feiert Geburtstag. Die BRD hat eine unglaubliche Erfolgsgeschichte hinter sich. Ein Gespräch mit dem grossen SPD-Politiker, Friedensforscher und Zeitzeugen Egon Bahr. Mittwoch, 6. Mai, Kaufleuten-Festsaal. *Weltwoche*-Abonnenten profitieren von 40 Prozent Rabatt auf den Eintrittspreis. www.weltwoche.ch/60jahrebrd

Platin-Club

Spezialangebot: 20% Rabatt auf Tickets für das Konzert «RAIN – A Tribute To The Beatles»
Verlosung: Gewinnen Sie 25 × 2 Karten für Helge Schneiders «Wullewupp Kartoffelsupp?»
Leserreise: Weltwoche-Expertenreise nach Berlin mit Roger Köppel. Jetzt buchen!
Produkt des Monats: 29% Rabatt auf Netzwerk-Radio Logitech Squeezebox Boom (Fr. 319.– statt Fr. 440.–)
 Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub



open your mind.

Städtetrip all inclusive.

Wir bieten 10 Jahre Gratis-Service und
3 Jahre Garantie, beides bis 100 000 km.

www.the-smart-class.com

Die Service- und Garantiekonditionen von smart sind einzigartig in seiner Klasse. Neben den klassischen Vorteilen wie kleinstem Verbrauch, minimalem CO₂-Ausstoss, Parkplatzgarantie, micro hybrid drive und bester Preisleistung profitieren Sie jetzt auch von unserem günstigen Leasing ab nur CHF 199.-* pro Monat.

Erleben Sie den smart bei einer Probefahrt in Ihrem smart center.



* smart fortwo coupé mhd pure inkl. Klimaanlage, 2 Türen, 45 kW/61 PS, 999 cm³, Energieeffizienzklasse A, CO₂-Emissionen: 104 g/km (Durchschnitt aller Neuwagenmodelle in der Schweiz: 204 g/km), Treibstoffverbrauch gesamt: 4,4 l/100 km, Barkaufpreis CHF 15 910.-, 1. Leasingrate von CHF 2307.-, ab 2. Leasingrate CHF 199.- mtl., Laufzeit 48 Monate, Laufleistung 10 000 km/Jahr, effektiver Jahreszins 5,01%. Diese Leasingaktion gilt für alle smart Neuwagen bei Vertragsabschluss bis 30.06.2009, obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Mercedes-Benz Financial Services Schweiz AG gewährt keine Finanzierung, falls diese zu einer Überschuldung des Leasingnehmers führen kann. Alle Angaben verstehen sich inkl. 7,6% MwSt.

SONY

200 Bilder pro Sekunde. Für ein Erlebnis wie im Stadion.

Jede Bewegung, jedes Dribbling, jedes noch so kleine Detail:
Gestochen scharf, dank dem neuen BRAVIA Z4500 Flachbild-
fernseher mit Motionflow 200Hz Technologie. www.sony.ch/bravia

„Sony“, „BRAVIA“ und „200Hz Motionflow“ sind eingetragene Warenzeichen der Sony Corporation, Japan.

BRAVIA

Motionflow
200Hz

Nur für kurze Zeit: Jetzt einen BRAVIA Fernseher mit Motionflow-
Technologie kaufen und CHF 250.- bzw. CHF 500.- sparen!*

* Preisnachlass von CHF 500.- beim Kauf eines 200Hz-Modells bzw. von CHF 250.- beim Kauf eines 100Hz-Modells (z.B. BRAVIA KDL-40Z4500 mit 200Hz: Unverbindliche Preisempfehlung CHF 2813.- abzüglich CHF 500.-; Endverkaufspreis CHF 2313.-. Preise können im Handel variieren). Im teilnehmenden Fachhandel vom 20. 4. 2009 bis 30. 6. 2009. Weitere Infos unter www.sony.ch/bravia.



«Wie in einer Günstlingswirtschaft»

Von Daniel Ammann — Der Zustand der Bundeskriminalpolizei ist desolat. Ihr Betriebsklima ist geprägt von Misstrauen und Frustration, Beziehungsfilz und Intrigen. Eine Mitarbeiter-Umfrage beweist: Der Chef hat sogar das Vertrauen seiner eigenen Leute verloren.



«Er versteht nichts von moderner Grosskriminalität und behindert dadurch sogar seine Leute»: BKA-Chef Blöchlinger.

Es war anlässlich der Jahrestagung der Bundeskriminalpolizei im Herbst 2006. Rund 400 Beamte kamen im landwirtschaftlichen Tagungszentrum Inforama in Zollikofen bei Bern zusammen. Kurt Blöchlinger, der Chef der Behörde, begrüßte seine Untergebenen auf besondere Art. Er spielte auf einer Playstation ein Autorennen, das auf die Leinwand projiziert wurde. «Wir fahren in der Formel 1», rief Blöchlinger sinngemäss in den Saal, «wir sind spitze.» Dann forderte er einen Mitarbeiter heraus, der im Computerspiel gegen ihn antreten musste. «Es war so peinlich», erinnert sich eine Teilnehmerin, «dass man sich schämte.»

Fünf Jahre Bundeskriminalpolizei wollte Blöchlinger an jenem Herbsttag feiern und sein Team motivieren. Dafür war ihm kein Aufwand zu gross. Per Videobotschaft grüsste FBI-Direktor Robert Mueller die «Swiss Fede-

ral Police» und bedankte sich für die gute Zusammenarbeit. Dann war Jörg Ziercke an der Reihe, der Präsident des deutschen Bundeskriminalamts (BKA), die «Schweizer Kollegen» zu loben. Auch der «Commissioner» der legendären kanadischen Mounties, der Royal Canadian Mounted Police, übermittelte seine Glückwünsche «à nos amis suisses».

Machtapparat in der Krise

Die Videogrüsse der berühmten Vorbilder (welche die Schweizer Polizeiattachés in den USA und in Deutschland auf Geheiss Blöchlingers hatten organisieren müssen) sollten dem Korps zeigen: Wir können uns mit den ganz Grossen messen. Wir fahren in der gleichen Liga wie das FBI und das BKA. Wir sind die Formel 1 der internationalen Verbrechensbekämpfung. Die Realität indes sieht anders aus. Um im Rennsportjargon zu bleiben: Kurt

Blöchlinger hat den Wagen an die Wand gefahren. Seine Behörde, die einen Machtapparat zur Verfügung hat wie noch keine Bundesbehörde vor ihr, steckt in der Krise. Man muss sich sogar fragen, ob die Bundeskriminalpolizei in den letzten Jahren immer korrekt funktionierte und handlungsfähig war.

Einiges spricht dagegen, wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen, die sich auf zahlreiche Gespräche mit Beteiligten, auf unveröffentlichte Berichte und auf eine vertrauliche Mitarbeiterumfrage abstützen.

In der Bundeskriminalpolizei herrscht ein Klima des Misstrauens, der Frustration und der Intrigen, das offensichtlich auf die Qualität der Arbeit durchschlägt. Bei der Bundeskriminalpolizei wurden Dokumente gefälscht. Langjährige Kadermitglieder wurden von einem Tag auf den anderen suspendiert und degradiert. Und niemand hat den ge-

nauen Überblick über die Arbeit, die geleistet wird.

Ein sicheres Indiz dafür, wie desolat sich die Situation präsentiert: Der Chef Kurt Blöchlinger hat das Vertrauen der eigenen Leute verloren. Das beweist eine repräsentative Umfrage, die der Personalverband der Bundeskriminalpolizei vor einiger Zeit durchführte und die der *Weltwoche* vorliegt. 279 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – gut zwei Drittel – beteiligten sich an dieser Umfrage. Das ist ein sehr hoher Wert, der generelle Aussagen über den Zustand der Behörde erlaubt. Das Resultat ist für Kurt Blöchlinger, man kann es nicht anders formulieren, erschütternd:

— Nur jeder zehnte Polizist (10,7 Prozent) hatte volles Vertrauen in ihn. 43,6 Prozent vertrauten ihm nicht oder eher nicht. 22,2 Prozent wussten nicht, ob sie ihm vertrauen konnten.

— Nur jeder 40. Mitarbeiter (2,3 Prozent) beurteilte Blöchlingers Führungsstil uneingeschränkt als «sehr gut», jeder dritte (31,8 Prozent) hingegen als eindeutig «ungenügend».

— 42,5 Prozent der Mitarbeiter sagten, bei der Bundeskriminalpolizei werde gemobbt.

— 46 Prozent sagten, die Stellen würden nicht objektiv und fair besetzt.

— Mehr als die Hälfte (55,4 Prozent) fand die Stimmung und das Klima auf Stufe Bundeskriminalpolizei nicht oder eher nicht gut.

— Fast jeder dritte Polizist (29,7%) würde die Stelle wechseln, wenn er die Gelegenheit dazu hätte.

Was die Relevanz der Umfrageresultate stützt: Die Polizisten äusserten sich sehr differenziert zu den insgesamt dreissig Fragen der professionell durchgeführten Umfrage und rechneten nicht einfach mit ihren Chefs ab, wie das ab und zu vorkommen mag. Die direkten Vorgesetzten auf Stufe Kommissariatsleitung zum Beispiel erhielten mehrheitlich gute bis sehr gute Noten. Ihnen vertrauten die Mitarbeiter zu 53,6 Prozent voll (und nur zu 5,9 Prozent nicht oder eher nicht). Auch die Abteilungsleiter und die Amtsleitung erhielten hohe Zustimmungswerte – einzig die Hauptabteilungsleitung unter Kurt Blöchlinger fiel klar ab. «Der Chef BKP», sagt ein Kadermitglied, «hat heute beim grössten Teil des Korps keinen Rückhalt mehr.»

Beziehungsfilz und Führungsschwäche

Was läuft schief bei der Bundeskriminalpolizei, die seit 2002 zusammen mit der Bundesanwaltschaft die internationale und interkantonale Schwerstkriminalität bekämpfen soll? Wieso ist Kurt Blöchlinger, 45, derart unbeliebt? Seit 2003 führt er als erster und bisher einziger Chef die Polizeibehörde, die für Hunderte von Millionen Franken auf- und ausgebaut wurde. Zuvor war der Jurist Offizier der Zürcher Stadtpolizei, später Chef der Kriminalpolizei des Kantons Zug gewesen.

In vertraulichen Gesprächen nennen Beteiligte vor allem zwei Hauptprobleme, welche die Bundeskriminalpolizei belasteten: Beziehungsfilz und Führungsschwäche.

Blöchlinger habe, kritisieren sie, Freunde und Weggefährten in Führungspositionen gehievt, ohne dass diese immer über die notwendigen Kompetenzen verfügt hätten. «Er vergab die Kaderposten wie in einer Günstlingswirtschaft an Getreue», kritisiert ein Gesprächspartner. Als bestes Beispiel für diese These wird Michael Jaus genannt, mit dem Blöchlinger eng befreundet ist und die Wohnung teilte. Jaus, ein ehemaliger Streifenpolizist ohne Führungserfahrung, wurde von Blöchlinger zum Leiter der Task-Force ernannt, welche den kolumbianischen Drogenbaron José Manuel Ramos als Spitzel auf dem Schweizer Finanzplatz führen sollte. Dieser Einsatz endete im Fiasko, und Ramos musste ausgeschafft werden, weil er auch für ausländische Dienste arbeitete. Trotzdem erhielt Jaus danach die Leitung der Elitetruppe «Tigris», welche die Bundeskriminalpolizei ab 2003 heimlich auf- und ausbaute.

«Klima der Angst»

Dass der BKP-Chef zuweilen wenig Fingerspitzengefühl bei der Vermischung von Privatleben und Beruf bewies, zeigt ein zweites Beispiel, das für sehr böses Blut sorgte: Als Blöchlinger seine Stelle antrat, liess er praktisch das gesamte Kader von einer externen Firma neu beurteilen. Die rund fünfzig Assessments kosteten knapp 250 000 Franken. Der lukrative Auftrag ging an eine kleine, kaum bekannte Firma in Zürich mit wenigen Mitarbeitern. Eine davon war – die damalige Partnerin von Blöchlinger. Diese delikate Konstellation sorgte bei den Kaderleuten für einige Irritationen. Ihnen war unwohl beim Gedanken, dass sie ausgerechnet von der Firma beurteilt werden sollten, bei der die Freundin des Chefs arbeitete. Mehr noch: Die Frau selber war an mehreren Assessments beteiligt.

Ein Problem wollen Blöchlinger und das Bundesamt für Polizei darin nicht sehen. Die damalige Partnerin sei bei der Firma «nur als Sachbearbeiterin» tätig gewesen, teilte das Amt der *Weltwoche* mit, und habe «nur in Ausnahmefällen» an den Assessments mitgewirkt. Der Auftrag sei ausgeschrieben und «verschiedene» Firmen seien «zur Offertstellung» eingeladen worden. Die private Beziehung sei «offen kommuniziert worden und damit auch allen bekannt» gewesen. Blöchlinger habe zudem mit seiner Partnerin nicht über zu bewertende Kader gesprochen. Die Kader hatten eine andere Meinung: Seither machte in der BKP das böse Wort von einer «Vetternwirtschaft» die Runde.

Drittes Beispiel für den Filzvorwurf: Der Chef der Bundeskriminalpolizei pflegte (mehrere Jahre nach den Assessments) mit seiner

Vorgesetzten D., der stellvertretenden Direktorin des Bundesamtes für Polizei (Fedpol), eine Zeitlang nicht nur ein berufliches, sondern auch ein privates Verhältnis. Besonders problematisch wurde dieses private Verhältnis in einem äusserst heiklen Strafverfahren gegen zwei Mitarbeiter der BKP, auf das unten noch genauer eingegangen wird: Die Vorgesetzte unterschrieb die Strafanzeige, die von Blöchlinger gegen die beiden Mitarbeiter angestrengt wurde. Sie unterschrieb auch die Verfügung, mit der die beiden per sofort vom Dienst freigestellt wurden.



Führung ungenügend: Widmer-Schlumpf.

Darauf angesprochen, teilte das Fedpol mit: «Die seit Jahren bestehende Freundschaft zwischen Herrn Blöchlinger und Frau D. ist innerhalb des Fedpol und auch dem Direktor des Fedpol bekannt. Auf die Frage, wieso die Frau trotz dieses privaten Verhältnisses nicht in den Ausstand getreten sei, wenn es um die Bundeskriminalpolizei ging, antwortete das Amt: «Es bestand zu keinem Zeitpunkt Anlass, Frau D. deswegen bei BKP-Geschäften in den Ausstand treten zu lassen.»

Direktbeteiligte, mit denen die *Weltwoche* sprach, sehen das anders als die Chefs. Für sie war dieses Verhältnis ein weiteres Indiz dafür, dass die «checks and balances» nicht mehr funktionierten, dass ihr Chef, den sie als Führungsschwach erlebten, ausser Kritik und Kontrolle stand und machen konnte, was er wollte. Dazu zählen sie explizit auch den fragwürdigen Einsatz des kolumbianischen Drogenbarons und den heimlichen Aufbau der Einsatzgruppe «Tigris».

Wer dagegen opponierte, sei «kaltgestellt» worden, heisst es. «Blöchlinger führte mit Abmahnungen und Disziplinar- und Administra-

tivverfahren», sagt ein Beamter, der den Überblick hat, «es herrschte ein Klima der Angst und der Bespitzelung.» Ein Anzeichen dafür: Der Verband Schweizerischer Polizeibeamter gewährt derzeit über einem Dutzend Mitgliedern bei der BKP Rechtsschutz in solchen Verfahren. Das sind im Vergleich zu anderen Schweizer Polizeikorps überproportional viele.

«Die Geschäfte nicht im Griff»

Neben der internen Kritik, von der bis heute wenig publik wurde, sieht sich Blöchlinger mit steigender Intensität auch politischer und fachlicher Kritik von aussen ausgesetzt. Er möge «ein guter Polizist sein», sagte etwa Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf laut *NZZ am Sonntag* vor kurzem einer Parlamentskommission, «aber seine Führungsqualitäten entsprechen nicht dem, was man sich für eine solch grosse und schwierige Institution erhoffen könnte». Sie sei darum «nicht unglücklich», dass er gehe. Blöchlinger gibt sein Amt auf Ende Juni ab, um in Schaffhausen Polizeikommandant zu werden. Noch negativer äusserte sich Bundesanwalt Erwin Beyeler über seinen Kollegen Blöchlinger, mit dem er die internationale Schwerstkriminalität bekämpfen sollte: «Aus meiner Optik hat der Chef der Bundeskriminalpolizei die Geschäfte nicht im Griff», sagte der Bundesanwalt der Kommission, «er versteht nichts von moderner Grosskriminalität und behindert dadurch sogar seine Leute.»

Eine noch unveröffentlichte Analyseschliesslich zeichnet, in diplomatische Worte gehüllt, ein chaotisches Bild: Die BKP könne ihren Aufwand in den Ermittlungsverfahren «nicht hinreichend» angeben, heisst es in der Studie, die Justiz- und Polizeiministerin Eveline Widmer-Schlumpf letzten Sommer in Auftrag gab. Es gebe «kein Bearbeitungsreglement, wie die geleisteten Stunden zu erfassen sind», und darum seien «keine gesicherten Aussagen über den Ressourceneinsatz der BKP möglich». Auf Deutsch: Die Führung unter Kurt Blöchlinger weiss nicht genau, woran genau ihre Beamten mit welchem Aufwand arbeiten, und kann darum nicht abschätzen, wie viele Mitarbeiter sie wirklich braucht. In der Studie, datiert vom 9. Februar 2009, liest sich das Verdikt auf Seite 5 so: «Aufgrund der instabilen Datenlage kann der Ist-Zustand nicht zuverlässig festgestellt werden; deshalb lässt sich auch der Soll-Zustand nicht berechnen.» Die Analyse, die der ehemalige Zuger Justizdirektor Hanspeter Uster erstellte, ortet denn auch «beträchtliches Effizienzpotential». Was Kurt Blöchlinger von diesen Qualifikationen hält, muss vorderhand offenbleiben. Er lehnte mehrere Anfragen der *Weltwoche* für ein Gespräch ab.

Man muss aber fair bleiben: Das Chaos bei der BKP hat sicher auch mit übertriebenen Bedrohungsszenarien zu tun. Nach dem Zusam-



Fragwürdige Ermittlungen: Holenweger.

menbruch der Sowjetunion löste «die organisierte Kriminalität» (OK) den Kommunismus als Feindbild ab. Ob es nun um neue Fichen, um den Einsatz von verdeckten Ermittlern oder die Aufrüstung der Strafverfolgungsbehörden ging: Das Schlagwort OK genügte, um allerlei Massnahmen zu erwirken. Die Bundesanwaltschaft wurde von 20 auf über 100, die Bundeskriminalpolizei von 100 auf gut 450 Angestellte aufgebläht. Allein, die «organisierte Kriminalität» blieb ein Phantom. Ein breitangelegtes Forschungsprogramm des Nationalfonds kam schon 2002 zum Schluss: «Es besteht guter Grund zur Annahme, dass OK in Realität in der Schweiz kaum zu finden ist.»

Strafverfahren gegen Polizeibeamte

Vieles, was bei der Bundeskriminalpolizei schon länger schief läuft, kommt ausgerechnet in ihrem heikelsten Fall zusammen. Das Geldwäscherei-Verfahren gegen den Zürcher Privatbankier Oskar Holenweger, das seit sechs Jahren ohne handfeste Resultate geführt wird, ist geprägt von fragwürdigen Führungsentscheidungen und Beziehungsfilz. Darüber wurde an dieser Stelle wiederholt berichtet.

Jetzt sind mehrere Polizeibeamte, die im Holenweger-Fall eine zentrale Rolle spielen, auch noch in ein undurchsichtiges Strafverfahren verwickelt, hinter dem manche ihrer Kollegen eine machiavellistische Intrige vermuten. Es geht um die Spezialisten, die den verdeckten Ermittler führten, der auf Oskar Holenweger angesetzt worden war. Dieser verdeckte Ermittler – ein deutscher Polizist – traf den Privatbankier mehrmals und platzierte insgesamt 834 000 Euro bei dessen Bank. Über seine Treffen mit Holenweger im Jahr 2003 wurden Einsatzberichte angefertigt. Diese Be-

richte werden bei der Frage, ob gegen den Bankier Anklage erhoben oder das Verfahren eingestellt wird, entscheidend sein.

Erst vier Jahre nach der Erstellung der Berichte, im Sommer 2007, beschuldigte einer der Spezialisten, Frank P., aus heiterem Himmel seinen Kollegen Daniel W. und seinen Vorgesetzten Markus G.: Sie hätten, sagte Frank P. aus, eines der Einsatzprotokolle im Nachhinein verändert und mit seiner Unterschrift gefälscht. Gegen Daniel W. und Markus G. wurde auf Blöchlingers Betreiben sofort Strafanzeige erstattet, und sie wurden sechs Monate lang suspendiert, was als sehr drastische Massnahme gilt. Die entsprechenden Verfügungen wurden – wie oben erwähnt – durch die stellvertretende Direktorin des Bundesamtes für Polizei unterschrieben, die mit Blöchlinger auch ein privates Verhältnis pflegte. Noch bevor es zu einem Prozess, geschweige denn zu einem Urteil gekommen ist, wurden die beiden Beamten schliesslich strafversetzt, degradiert und durch Personen ersetzt, die als Gefolgsleute von Blöchlinger gelten.

Gefälschte Berichte

Wer mit Bundeskriminalpolizisten spricht, hört, dass Daniel W. und Markus G. intern vor dem Drogenbaron Ramos gewarnt und sich damit gegen Kurt Blöchlinger gestellt hätten. Man hört auch, dass Frank P. mit den von ihm angeschuldigten W. und G. nicht mehr auskam. Der Grund für das Zerwürfnis: Sie hätten Frank P. öffentlich wegen seiner Arbeit kritisiert und ihm die Führung des verdeckten Ermittlers zugunsten von Daniel W. entzogen. Nicht wenige Gesprächspartner vermuten, dass W. und G. etwas in die Schuhe geschoben worden sein könnte, um sie loszuwerden. Die beiden Beamten, so zeigen die Akten, bestreiten, die Fälschung vorgenommen zu haben.

Sicher ist aber, dass der Einsatzbericht des verdeckten Ermittlers tatsächlich gefälscht wurde. Wie ein Abgleich mit einer Kopie des Originals ergab, wurden mehrere Sätze gelöscht und mehrere Sätze hinzugefügt. Gegen zehn Veränderungen sind aktenkundig. Ob der Bericht womöglich zum Nachteil Holenwegers manipuliert wurde, um gegen ihn mehr in der Hand zu haben, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden.

Der Prozess gegen Daniel W. und Markus G. soll noch dieses Jahr in Bern stattfinden. Vielleicht kann er etwas Licht in diese dunkle Affäre bringen. Die chaotischen Zustände bei der Bundeskriminalpolizei aber könnte nur die Politik erhellen. Erst Ruth Metzler und dann Christoph Blocher haben ihre Polizisten zu lange einfach machen lassen – und sind darum politisch mitverantwortlich an der Misere. Eveline Widmer-Schlumpf dagegen, so lassen zumindest ihre jüngsten Äusserungen und die Uster-Analyse vermuten, scheint dies nun ändern zu wollen. ○

Gute Dienste

Von Urs Gehriger — Mit Erfolg vermittelt die Schweiz im Kaukasus. Doch Äusserungen Barack Obamas sorgen für Irritation.

Es war eine Premiere. Am Freitag erwähnte US-Präsident Obama erstmals die Schweiz in einem offiziellen Statement. Dabei ging es nicht um Steueroasen, sondern um die Annäherung zweier Erzfeinde: der Türkei und Armeniens. «Unter Schweizer Schirmherrschaft haben sich die beiden Regierungen auf ein Rahmenabkommen und eine Roadmap zur Normalisierung ihrer Beziehungen geeinigt», sagte Obama. Dies sei lobenswert. Er ersuche die Parteien, auf dem eingeschlagenen Pfad fortzufahren.

Offenbar betreibt das Departement Calmy-Rey, das mit seiner Diplomatie immer wieder Kritik erntet, im Kaukasus eine Politik der «guten Dienste» nach bester Fassung. Auf Anfrage äussern sich beide Konfliktparteien anerkennend. Gelingt es, den Prozess abzuschliessen, wäre dies ein substanzieller Erfolg. Für Europa ist die Region als Rohstofflieferant und Transitkorridor für Gas- und Ölpipelines von strategischer Bedeutung.

In einer dürren Mitteilung informierten die Parteien letzte Woche über das Rahmenabkommen. Details blieben im Dunkeln. Laut gutpositionierten Quellen beinhaltet die Roadmap drei Kernthemen: Wieder-Öffnung der Grenzen zwischen der Türkei und Armenien, Aufnahme von diplomatischen Beziehungen und Bildung mehrerer Kommissionen; eine davon soll das Massaker an den Armeniern 1915–1917 aufarbeiten. Viele Historiker schätzen die Zahl der Getöteten auf bis zu 1,5 Millionen und sprechen von Genozid – ein Terminus, den die Türkei rundweg ablehnt.

Gemäss türkischen Medien haben 2008 mehrere «geheime Treffen» in der Schweiz stattgefunden, unter anderem in Gerzensee BE, wo man auf Stufe der Staatssekretäre verhandelte. Noch vor wenigen Jahren wäre das undenkbar gewesen. 2003 hatte der Nationalrat einem Postulat zugestimmt, das Armenien-Massaker als Völkermord bezeichnet. Darauf brach zwischen Ankara und Bern eine diplomatische Eiszeit aus. Erste Anzeichen für ein Tauwetter gab es 2006, anlässlich eines Türkei-Besuchs Christoph Blochers. Der damalige Justizminister hatte sich in Ankara für eine Revision der Schweizer Antirassismustrafnorm ausgesprochen, was hierzulande heftigen Protest auslöste. Aus Sicht der Türkei war der Besuch «sehr substanziell und wichtig», wie von offiziellen türkischen Kreisen zu erfahren ist. Seither habe sich das bilaterale Klima sukzessive verbessert.

Die von der Schweiz mediatisierte Annäherung im Kaukasus ist für die USA von hohem



Substanzieller Erfolg: Calmy-Rey.

Stellenwert. Der russisch-georgische Konflikt letzten Sommer hat daran erinnert, welche Sprengkraft der Region innewohnt. Zudem sucht Obama den engen Kontakt zur Türkei, deren Basen er für den angekündigten Rückzug aus dem Irak nutzen möchte. Ankara könnte sich auch im Nahen Osten als hilfreich erweisen.

Dass das Rapprochement jetzt kommuniziert wurde, hat auch mit der Politik Obamas zu tun. Während des Wahlkampfs hatte er versprochen, «den Genozid an den Armeniern» beim Namen zu nennen. Entsprechend hoch waren die armenischen Erwartungen – und das türkische Unbehagen – anlässlich des Gedenktags am 24. April.

Offenbar um eine salomonische Lösung bemüht, sprach Obama das G-Wort nicht aus, verwendete jedoch einen verwandten armenischen Terminus: «Meds Yeghern» (grosse Katastrophe). Während Armenier Obama des Wortbruchs bezichtigten, bestellte das Aussenministerium in Ankara den US-Botschafter ein.

«Der Premierminister ist sehr wütend», sagt Professor Seyfi Tashan, Direktor des Instituts für Auswärtige Politik in Ankara, der als Berater der Regierung fungiert. «Obamas Wortwahl ist gleichbedeutend mit Genozid.» Um die Annäherung nicht zu gefährden, wäre es ratsam, so Tashan, sich künftig gemässiger auszudrücken. Das ruft nach weiterer Mediation.

Olibet, Tschäppät, Stocker, Steinbrück, Roduner

Es sei «klar, dass es sich bei der Sozialhilfe-Debatte um eine Kampagne gegen die Sozialhilfe im Allgemeinen und die Sozialhilfedirektorin Edith Olibet im Besonderen handelt», schreiben Béatrice Stucki und Thomas Göttin, die Co-Präsidenten der Stadtberner SP, in einem persönlich adressierten Brief an ausgewählte Genossen. Die Worte, mit denen sich die Parteileitung bedingungslos hinter die angeschlagene Sozialhilfedirektorin und den Stadtpräsidenten Alexander Tschäppät (SP) stellt, könnten von der Zürcher Sozialvorsteherin Monika Stocker (Grüne) stammen, die sich mit ebendieser Verteidigungsstrategie vor einem Jahr selber ins Abseits manövrierte. Die Missstände bei der Berner Fürsorge sind demnach eine Erfindung der «niveaulosen» Journalisten von *Bund* und *Berner Zeitung*. Auch bei der Lösung des Problems lassen sich die Berner vom Vorbild der gestrauchelten Zürcherin leiten. Gefordert wird «absolute Transparenz» – gemeint ist damit «die unbedingte Aufklärung, wie vertrauliche Protokolle an die Medien gelangen konnten, und Konsequenzen für betroffene Personen». (axb)

Peer Steinbrück ist ein «Mann klarer Worte», wie die *Weltwoche* vor zwei Wochen anhand einer Zitatensammlung belegte. Dass Steinbrück ebenso ein Räuber von fremdem geistigem Eigentum ist, beweisen die Zuschriften von verschiedenen Lesern an die Redaktion. Steinbrücks vielzitierte Sprüche stammen demnach nicht von ihm selbst, sondern aus zeitgenössischen Zitaten-Nachschlagewerken aus aller Welt. Wovon leider keines auf der *Weltwoche*-Redaktion liegt, dafür aber sicherlich eins in Steinbrücks Büro. (aku)

Ernst Roduner (SP), ehemaliger Eidgenössischer Untersuchungsrichter, ist diese Woche per Strafbefehl wegen Irreführung der Justiz verurteilt worden. Neben einer bedingten Geldstrafe erhielt er eine Busse von 1700 Franken. Es war ein teurer Fax: Der hohe Vertreter der Justiz hatte sich eine fingierte Drohung gestellt, worin er sich selbst aufgefordert hatte, die Untersuchungen gegen den Bankier Oskar Holenweger einzustellen. Roduner habe das Urteil akzeptiert, meldete die Staatsanwaltschaft Zürich. Ebenso prompt, so schien es, hatte er im vergangenen Sommer gestanden. Kurz nachdem er Anzeige erstattet hatte, entlarvte er sich als Täter. Vielleicht spielte eine Rolle, dass in der Postfiliale in Seebach, wo er den Fax aufgegeben hatte, eine Überwachungskamera installiert war. Das erfuhr Roduner kurz nach seiner Anzeige, wie aus Polizeikreisen zu vernehmen ist. (mso)

Mythos Nr. 14

CASH IST KÖNIG.

Falsch. Bei Inflation und Währungsturbulenzen kann «Cash» auch zu «Trash» werden. In solchen Momenten bieten Investitionen in Realwerte Schutz. Mit dem Wegelin Realo-Portfolio verwalten wir für Sie realwertorientierte Anlagen mit dem Ziel, auch einen eventuellen Wertverlust von Cash zu überstehen.

Zu diesem Thema und anderen Anlagefragen beraten wir Sie gerne in einem persönlichen Gespräch. Retournieren Sie diese Karte oder kontaktieren Sie uns unter Telefon 071 242 50 88 oder wegelin@wegelin.ch.



WEGELIN & Co.

PRIVATBANKIERS SEIT 1741

ST. GALLEN BASEL BERN CHUR GENÈVE LAUSANNE
LOCARNO LUGANO SCHAFFHAUSEN ZÜRICH

Mythos Frühförderung

Von Philipp Gut — Je früher, desto besser: Nach diesem Grundsatz wird bereits auf Primarschulstufe Englisch und Französisch unterrichtet. Der Aufwand ist gross, der Nutzen bleibt bescheiden. Das zeigen neue internationale Studien und Erfahrungen von Lehrern.



«Brennende Zukunftsfragen»: Primarschüler.

In der Schweizer Bildungspolitik gilt es als ausgemacht: Je früher der Fremdsprachenunterricht einsetzt, desto besser. Statt wie früher an der Oberstufe soll bereits an der Primarschule damit begonnen werden. Und zwar nicht bloss mit einer, sondern mit zwei Fremdsprachen: einer zweiten Landessprache (in der Deutschschweiz Französisch) sowie Englisch. Die Kantone sind mit der Umsetzung unterschiedlich weit, die Direktive aber ist klar. Die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) hat mit Beschluss vom 25. März 2004 die «Strategie» vorgegeben – und dabei die Frühförderung ins Zentrum gerückt.

«Die Förderung der Sprachkompetenzen (Erstsprache und Fremdsprachen) ist ein elementares Bildungsziel; dabei gilt es vor allem, das frühe Sprachenlernen gezielt zu fördern.» Die vorgegebenen Ziele könnten «nur erreicht werden, wenn das Potenzial des frühen Spra-

chenlernens konsequent ausgeschöpft wird, was auch beinhaltet, dass spätestens bis zum 5. Schuljahr der Unterricht von zwei Fremdsprachen einsetzt». Das HarmoS-Konkordat legt den Zeitpunkt genauer fest: Die erste Fremdsprache muss «spätestens» ab dem dritten Schuljahr unterrichtet werden, die zweite «spätestens» ab dem fünften. Einzelne Kantone, wie etwa Zürich, beginnen mit der ersten Fremdsprache (in Zürich ist es Englisch) schon in der zweiten Primarklasse.

Eine Art Wettlauf

Begründet wird die Frühförderung mit politischen und lernpsychologischen Argumenten. Die Schweiz müsse sich einem internationalen Trend anpassen, schreibt die EDK im «Entwurf für ein schweizerisches Gesamtsprachenkonzept». «Brennende Zukunftsfragen» könnten «nur noch grossräumig in internationaler

Zusammenarbeit geregelt werden». Deshalb seien ihre Empfehlungen «mit der Sprachpolitik des Europarates und der Europäischen Union kompatibel». Das «Weissbuch» der EU von 1995 verlange «von allen europäischen Bürgerinnen und Bürgern die Kenntnis von drei Gemeinschaftssprachen».

Vor diesem Hintergrund findet eine Art Wettlauf statt mit dem Ziel, immer jüngeren Schülern Fremdsprachenunterricht zu erteilen – und sich Prestige zu verschaffen. In einem «Positionspapier» vom Juni 2006 zum Thema «Zwei Fremdsprachen in der Primarschule» hält die Pädagogische Hochschule Zürich fest: «Gegenwärtig werden erst in zwei Ländern schon auf der Primarstufe nacheinander zwei zusätzliche Sprachen eingeführt (Luxemburg und Estland). Mit einem frühen Förderprogramm zur funktionalen Mehrsprachigkeit kann sich das Bildungssystem

Schweiz profilieren und den Schülerinnen und Schülern spätere Vorteile verschaffen.»

Das Argument der politischen Profilierung muss man zur Kenntnis nehmen. Weniger klar ist die zweite Begründung: Bringt der frühe Fremdsprachenunterricht den erhofften Nutzen? Beherrschen Schüler, die schon auf Primarstufe in den Genuss von Französisch und Englisch kommen, am Ende der obligatorischen Schulzeit diese Sprachen besser?

Da die Umstellung noch im Gang ist, reichen hiesige Erfahrungen nicht aus, um abschliessende Antworten zu geben. Hilfreich ist ein Blick auf die internationale Forschung. Sprachwissenschaftler untersuchen seit Jahrzehnten, ob es einen Zusammenhang zwischen Alter und Sprachenlernen gibt (*age factor*). Die Befürworter eines frühen Fremdsprachenunterrichts berufen sich auf Resultate der Hirnforschung, wonach Kleinkinder mühelos neue Sprachen lernen. Das weiss jeder, der zweisprachig aufwachsende Kinder beobachtet – oder die Fortschritte von erwachsenen Einwanderern und ihrem Nachwuchs vergleicht.

Bildungspolitiker gingen in ihren Entscheidungen davon aus, dieselben Gesetzmässigkeiten gälten auch für die Schule. Doch dem ist, wie Studien zeigen, nicht so. Die Forscher unterscheiden «natürliche» Sprachsituationen von «künstlichen»: Es sei etwas völlig anderes, ob ein Kind eine zweite Sprache beispielsweise durch seine Mutter lerne, in ständigem intensivem Sprachbad – oder ob es dies im Klassenzimmer tue, zwei Stunden pro Woche.

Diesen Unterschied habe die Politik ignoriert, schreibt Christián Abello-Contesse, Professor an der Universität Sevilla. Es sei eine «grobe Fehlinterpretation», den Grundsatz «Je früher, desto besser» auf den schulischen Unterricht zu übertragen. Das Phänomen sei weltweit zu beobachten: Im Bemühen, unbefriedigende Resultate des Unterrichts zu verbessern, setze die Politik das Alter ständig herab, in dem mit der ersten Fremdsprache begonnen werde.

Aufschlussreich ist das Beispiel Spaniens. 1993 setzte man den Beginn vom sechsten auf das dritte Schuljahr zurück, 2004 ging man noch weiter – seither fängt man schon in der ersten Klasse an (mit Englisch). Neben dem Team um Professor Abello-Contesse hat sich eine Forschergruppe an der Universität Barcelona auf das Thema Frühförderung spezialisiert. Die Language Acquisition Research Group (GRAL; www.ub.edu/GRAL) untersucht die Auswirkungen, die das Einstiegsalter auf den Erwerb einer Fremdsprache hat.

Die Resultate sind ernüchternd. Es mache «kaum einen Unterschied, ob Schüler mit vier, sechs, acht, neun oder elf Jahren beginnen», schreibt Professorin Teresa Navés. Da es in Spanien zwei Systeme gleichzeitig gegeben habe, seien Vergleiche möglich: «Die Resultate zeigen klar, dass am Ende der obligatorischen Schulzeit die Gruppe derjenigen Schüler, die

bereits mit acht Jahren mit Englisch begonnen haben, nicht besser abschneidet als diejenige derer, die erst mit elf Jahren anfangen.» Es sei «leider eindeutig, dass der frühe Start allein» nicht zu den erhofften Ergebnissen führe.

Dass Professorin Navés diesen Umstand bedauert («leider»), macht ihre Aussagen umso glaubwürdiger. Dasselbe gilt für Marianne Nikolov, Professorin an der Universität Pécs in Ungarn. Um herauszufinden, ob Schüler, die früher mit Englisch begonnen haben, bessere Kenntnisse vorweisen als solche, die erst später anfangen, hat sie Tests im sechsten und zehnten Schuljahr durchgeführt. Ihr Schluss: Die Wirkung ist bestenfalls «schwach». Selbst wer schon im Kindergarten Englisch gelernt habe, könne «keinerlei Vorteil» aufweisen. Als «Befürworterin» eines frühen Fremdsprachenunterrichts habe sie «mehr» erwartet. Die Ergebnisse schienen «die Effizienz der Frühförderung in Frage zu stellen».

Die jüngsten Studien bestätigen Experimente seit den siebziger Jahren. Oller und Nagato (1974), Ekstrand (1976) oder Burstall (1976) sind in grossangelegten Experimenten zu denselben Resultaten gekommen: Fremdsprachenunterricht an der Primarschule bringe wenig. In einem einzigen Bereich ergäben sich Vorteile: Wer früher mit einer Fremdsprache in Kontakt komme, könne den Akzent der Muttersprache besser übertönen.

Thomas Scovel, Professor für angewandte Sprachwissenschaft an der San Francisco State University, hat diesen Effekt untersucht. Er warnt davor, falsche Schlüsse zu ziehen. Die Erkenntnisse über das akzentfreie Sprechen bedeuteten nicht, dass «die beste Zeit für die Einführung einer Fremdsprache in der Kindheit» liege. Der Grundsatz «Je früher, desto besser» sei ein «Mythos».

Papier und Praxis

Erfahrungen, die Lehrer in der Schweiz machen, scheinen in eine ähnliche Richtung zu weisen. Jules Fickler, Präsident der Zürcher Mittelstufenlehrer, sagt über das Frühfranzösisch: «Die Lernfortschritte sind gering.»

Rettung versprach man sich vom immersiven Unterricht. Das bedeutet, dass man beispielsweise auch in der Sachkunde Englisch spricht. Auf dem Papier klinge das gut, sagt Fickler. In der Praxis funktioniere es nicht: «Sätze, welche die Schüler sprachlich verstehen, bringen von der Sachkunde her nichts.»

Kaum euphorischer klingt es an der Oberstufe. Ein Sekundarlehrer sagt: «Nach zwei, drei Monaten merkt man keinen Unterschied mehr, ob jemand Frühfranzösisch hatte oder nicht.» Eine Umfrage unter Gymnasiallehrern, die der deutsche Philologenverband im Januar veröffentlichte, bestätigt den Befund. In der Regel seien «bereits nach acht Wochen die Vorkenntnisse aus zwei bis vier Jahren Englischunterricht an Grundschulen durch

den systematischen Fremdsprachenunterricht an der weiterführenden Schule eingeholt».

Angesprochen auf die eher mageren Resultate, sagt Martin Wendelspiess, Chef des Zürcher Volksschulamts: «Bei der Einführung des Frühfranzösischen wurden objektiv Fehler gemacht.» Sekundarlehrer hätten nicht durchweg auf dem aufgebaut, was in der Primarschule gelehrt und gelernt worden sei. Peter Imgrüth, Leiter Schulentwicklung im Kanton Luzern, meint: «Die Erfahrungen mit Frühfranzösisch sind ambivalent. Es zeigt sich, dass zwei Lektionen zu wenig sind und dass die Ausbildung der Lehrpersonen zu wenig stark gewichtet wurde.»

Es bleibt der Eindruck eines etwas naiv anmutenden Abenteurers. Im Lehrplan «Englisch Primarstufe», entwickelt von der Pädagogischen Hochschule Zürich, wird als eines der Lernziele angegeben: «Mit Hilfe des Europäischen Sprachenportfolios beurteilen die Lernenden den Fortschritt ihrer fremdsprachlichen Handlungskompetenz differenziert nach Teilkompetenzen. Gleichzeitig evaluieren sie ihren Lernprozess sowie den Einsatz von Lernstrategien und planen darauf aufbauend die nachfolgenden Lernsequenzen.»

Das richtet sich nicht etwa an Gymnasiasten oder Studenten, sondern an Primarschüler ab der zweiten Klasse. Anspruch und Wirklichkeit klaffen im frühen Fremdsprachenunterricht meilenweit auseinander. ○

Aus bestem Holz geschnitzt.



Je besser das Holz, desto einzigartiger der Tisch. Nach diesem simplen Prinzip und jahrhundertealter Handwerkskunst fertigen wir exklusive Möbel aus Massivholz individuell für Sie an. Überzeugen Sie sich selbst auf www.suessholz.ch.

suessholz 
tische und sitzbänke nach mass

Hexenmeister Franz

Von René Lüchinger — Swiss-Chef Christoph Franz ist der erste Airline-Manager, der am Ende seines Wirkens nicht gefeuert, sondern befördert wird. Was macht er besser als seine fünf Vorgänger?



Gesunder Menschenverstand: Swiss-Chef Franz.

Christoph Franz ist der erste Topmanager der nationalen Schweizer Airline seit einem Dutzend Jahren, der am Ende seines Einsatzes nicht gefeuert, sondern befördert wird. Am 1. Juni 2009 steigt der promovierte Wirtschaftsingenieur in den Vorstand der Lufthansa, Besitzerin der Swiss, auf und wird sich dann zumal als Stellvertreter des Konzernchefs Wolfgang Mayrhuber gewissermassen im Vorzimmer des Topjobs bei der grössten europäischen Fluggesellschaft wiederfinden. Die Frage drängt sich auf: Was macht dieser Mann besser als seine fünf Vorgänger, die sich seit 1997 als Chefpiloten der Swissair und der Swiss gewissermassen die Klinke in die Hand gegeben haben? Da war Otto Loepfe, Swissair-Chef bis 1997. Loepfe scheiterte an der Liberalisierung des europäischen Luftverkehrs und wurde gefeuert. Dann kam Philippe Bruggisser, Swissair-Konzernchef bis Januar 2001. Er scheiterte an seiner Strategie und wurde gefeuert. Es folgte Eric Honegger, Konzernchef für ein paar Monate. Honegger scheiterte an seiner Unerfahrenheit und wurde gefeuert. Es folgte Mario Corti, Konzernchef bis Oktober 2001. Corti scheiterte an den Umständen, und seine Airline wurde gegroundet.

Dann kam André Dosé und seine Swiss. Dosé scheiterte an der Komplexität der Aufgabe, und als er im Frühjahr 2004 zurücktrat, war er

schon mehr als angezählt. Liberalisierung, Strategie, Komplexität – die Schweizer Manager scheiterten und verloren darob die operative Kompetenz in einer Branche, in der das Land während Jahrzehnten weltweit führend gewesen war.

Mitte April 2004, 24 Monate und zwei Wochen nach dem Take-off der Swiss, kam der Deutsche Christoph Franz. Er fand exakt dies vor: eine Airline, die noch immer kein Rezept gegen die Liberalisierung im Luftverkehr gefunden hatte. Während sich die Konkurrenz in grossen Verbänden wie der Star Alliance rund um die Lufthansa oder der Oneworld rund um British Airways gruppierte, mühte sich die Swiss noch immer allein und einsam gegen die Giganten der Branche und die aggressiv auftretenden Low-Cost-Carrier wie Easyjet oder Ryanair.

Franz fand eine Airline vor, für die der Begriff Strategie noch immer ein Fremdwort war. Die Swiss war ein Bastard, eine Art Regionalfluggesellschaft mit angedocktem Langstreckenverkehr aus der untergegangenen Swissair. Über siebzig meist schlecht ausgelastete und defizitäre Regionaljets der ehemaligen Crossair hingen wie Blei unter den Flügeln einer völlig überdimensionierten Swiss. Zwischen Flottengrösse, Eigenkapital und Ertragschancen vorab im Regionalverkehr lag ein ge-

fährlicher Gap, der das Eigenkapital schmelzen liess wie Schnee an der Höhensonne. Dieser Dualismus zwischen der ehemaligen Regionaltochter Crossair und der alten Swissair lebte fort in der Swiss, und kein Konzernchef hat diesen je aufzulösen gewagt. In der Swiss forderten die rund tausend ehemaligen Crossair-Piloten stattdessen Besitzstandswahrung und drohten mit Streik.

Harte Sanierung

Für derartige Kultur- und Positionskämpfe zeigte Christoph Franz kein Musikgehör. Kaum hatte er im Cockpit der Swiss Platz genommen, verordnete er dem rote Zahlen schreibenden Unternehmen eine harte Sanierung. Im Januar 2005 kündigte er an, mindestens dreizehn Flieger aus der Regionalflotte stillzulegen und bis zu tausend Stellen zu streichen. Den nervtötenden Dauerstreit mit den ehemaligen Crossair-Piloten um Löhne und Karrierepläne löste er nur Monate nach der Übernahme der Swiss durch die Lufthansa auf seine Weise: Im Herbst 2005 lagerte er die Piloten kurzerhand in die Gesellschaft Swiss European aus, zahlte weniger Lohn und verbat sich jede weitere Diskussion. Den aus Zeiten der Crossair stammenden Wildwuchs bei der Regionalflotte stutzte er kostensparend auf einen Typ zusammen; im Mittel- und Langstreckenbereich der ehemaligen Swissair flog die Swiss ausschliesslich Airbus-Maschinen. Die Antwort auf die Liberalisierung gab er noch im gleichen Jahr und trat dem weltweit grössten Airline-Verbund Star Alliance bei.

So bekam die Fluggesellschaft ein neues, operativ tragbares Gesicht: Die Regionalflotte, die beim Start noch über siebzig Einheiten umfasste, besteht heute aus zwanzig Flugzeugen; im Mittel- und Langstreckenverkehr wurden sechs zusätzliche Airbusse in Betrieb genommen. Beim Start der Swiss beschäftigte der Konzern rund 10 000 Personen, heute sind es knapp ein Viertel weniger, aber seit 2007 wächst der Personalbestand wieder. Vor allem aber: Die Swiss liefert Gewinne nach Frankfurt. Im Jahr 2008 steuerte die Swiss zwanzig Prozent zum Konzernumsatz, aber vierzig Prozent zum Gewinn im Passagiergeschäft bei.

Franz, der Hexenmeister, der im Gegensatz zu all seinen Vorgängern die Schwerkraft in der Luftfahrt ausser Kraft zu setzen weiss? Nicht doch. Der Swiss-Chef hat getan, was ihm der gesunde Menschenverstand geboten hatte: Reduktion des Angebots auf eine für den Heimmarkt Schweiz vertretbare Grösse. Hat renitente Piloten domestiziert, denen ökonomisches Denken offenbar abgeht. Ist einer globalen Allianz beigetreten. Und dann halfen da noch die Konjunktur und die Lufthansa.

Dass der deutsche Kranich Christoph Franz nun in die Konzernzentrale nach Frankfurt zurück beordert, ist konsequent. Wirtschaftskrisen sind Flugjahre für Sanierer. ○



Ihr exklusives Grand-Vitara-Anniversary-Edition-Paket zur Feier «100 Jahre Suzuki»
 Elektrisches Panorama-Glashebeschiebedach, exklusives Clarion-Multimedia-Center mit Navigation, Harddisk und SD-Speicherkarte, Luxusinterieur mit Alcantara-Sitzbezügen, Alufelgen im Spezialdesign, elegantes 100th-Anniversary-Edition-Designpaket im Mehrwert von Fr. 5 900.- für nur Fr. 1 500.-. **Ihr Jubiläumsvorteil: Fr. 4 400.-**



Limitierte Serie. Nur solange Vorrat.

New Grand Vitara
100th Anniversary Edition

Mehrwert Fr. 5 900.-
 Aufpreis Fr. 1 500.-
Ihr Vorteil Fr. 4 400.-



Wir jubilieren, Sie profitieren.

New Grand Vitara 100th Anniversary Edition

Der kompakte 4x4-Luxus neu mit Fr. 4 400.- Jubiläumsvorteil. Auch als Turbodiesel.

Zur Feier «100 Jahre Suzuki» präsentieren wir Ihnen die neue Suzuki-Generation vom Swift bis zum Grand Vitara als limitierte Sondermodelle mit exklusiven Mehrwertpaketen mit bis zu Fr. 4 400.- Jubiläumsvorteil. Besuchen Sie jetzt Ihren Suzuki-Vertreter und fragen Sie nach den **Jubiläumsmodellen sowie den attraktiven Suzuki-Hit-Leasing-Angeboten.** www.suzuki.ch

Suzuki-Hit-Leasing

Suzuki fahren, Treibstoff sparen. Abgebildetes Modell: New Grand Vitara 2.4 GL Top 4x4 100th Anniversary Edition, 5-türig, Fr. 35 990.- + Fr. 1 500.-, Treibstoff-Normverbrauch gesamt: 9,0l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: D, CO₂-Emission gesamt: 208g/km, Durchschnitt aller Neuwagenmarken und -modelle in der Schweiz: 204g/km. **Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlungen.**

Die kompakte Nr. 1



Way of Life!

Weltwoche-Spezialangebot



«RAIN – A Tribute To The Beatles». Vom 16. bis 21. 6. 2009 im Musical Theater Basel. The Beatles werden durch Rain Wirklichkeit! Die grössten Hits der Beatles sind absolut authentisch und originalgetreu in ebenso verblüffenden wie mitreissenden Versionen erfahrbar. Projektionen, Videoeinspielungen, Kostüme und historische Aufnahmen verstärken den Eindruck einer Reise mit der Beatles-Zeitmaschine. Als Weltwoche-Abonnent/-in profitieren Sie von 20% Rabatt für die Vorstellungen vom 16. bis 18. 06. 2009.



Foto: N. Böhme

Die Beatles sind und bleiben das grösste Musikphänomen der Moderne. Die erfolgreichste Band aller Zeiten steht für eine ganze Epoche, hat Geschichte geschrieben und die Gefühle und Erinnerungen von Generationen geprägt. Aber die wenigsten Fans haben die Gruppe je live gesehen, die meisten kennen die Euphorie ihrer Konzerte nur aus zweiter Hand.

Die vier Rain-Mitglieder haben den Songzyklus und die Geschichte der Fab Four auf wundervolle Weise verinnerlicht. Nach ihrer umjubelten Europapremiere präsentieren sie jetzt ihr «Tribute To The Beatles» erstmals in Basel. Auf einer Art Magical Mystery Tour erleben die Zuschauer hautnah die Beatles Mania: vom Enthusiasmus der frühen Jahre über den einzigartigen Aufstieg, den Gipfel des Erfolges bis zu ihren finalen Kapiteln. Selbst die damals aufwendig im Studio produzierten Songs der letzten Schaffensphase präsentieren Rain erstmals live.

«Rain – A Tribute To The Beatles», zeichnet den Weg vom Hamburger Star-Club bis zum Welt Ruhm in den wichtigsten Abschnitten nach. Die grössten Hits der Beatles sind absolut authentisch und originalgetreu in ebenso verblüffenden wie mitreissenden Live-Versionen erfahrbar. Projektionen, Videoeinspielungen, Kostüme

und historische Aufnahmen und Werbespots verstärken den Eindruck einer Reise mit der Beatles-Zeitmaschine.

Rain haben mit ihrer Show schon Hunderttausende auf der Suche nach der Beatles-Vergangenheit begleitet. Von Los Angeles bis Liverpool dankten ihnen begeisterte Beatles-Fans für die Gelegenheit, ihren Traum zu verwirklichen. Für viele Betrachter steht «Rain – A Tribute To The Beatles», mit seiner Authentizität noch höher im Kurs als beispielsweise die Beatles-Show «Love», die glitzernde Hightech-Produktion von Cirque du Soleil in Las Vegas.

Die angesehene *Washington Post* rühmte «Rain – A Tribute To The Beatles», als «bewundernswerte und eindrucksvolle Hommage». Der *Boston Herald* sprach von einem «Triumph», während die *Denver Post* Rain als «das beste Erlebnis nach den Beatles» bezeichnete. Der legendäre amerikanische Impresario Sid Bernstein, der die Beatles 1964 erstmals nach Amerika brachte, pries die Chance, durch Rain die Beatles-Ära nochmals zu erleben. Für den Zuschauer könnte das Motto lauten: «Get back, get back to where you once belonged!»

Vor mehr als 20 Jahren schlüpfen Joey Curatolo (Paul McCartney), Joe Bithorn (George Harri-

son), Ralph Castelli (Ringo Starr) und Steve Landes (John Lennon) mit der Unterstützung ihres Freundes Mark Lewis (Keyboards/Percussion) in die Rollen ihrer Vorbilder und absorbierten jede musikalische Nuance. Damit spielt die Band tatsächlich weit länger zusammen, als es die Beatles je vermochten. Ihr Ziel war stets: absolut originalgetreue Darbietungen der Beatles-Songs, live und ohne technische Tricks. Hierin haben sie eine wahre Meisterschaft erlangt und sind zu Hütern des musikalischen Erbes aufgestiegen.

Weltwoche-Spezialangebot

Als Weltwoche-Abonnent/-in profitieren Sie von 20% Rabatt für die Vorstellungen vom 16. bis 18. 06. 2009.

Um vom Rabatt zu profitieren, laden Sie Ihr persönliches Kennwort unter www.weltwoche.ch/platinclub herunter und bestellen Sie Ihre Tickets über Telefon 044 265 56 56.

Weitere attraktive Leserangebote und Verlosungen finden Sie unter www.weltwoche.ch/platinclub.



Ethik des Marktes

Der freie Markt ist die umfassendste moralische Institution des Menschen. Er fördert nicht nur die Effizienz, sondern auch die Gerechtigkeit unter den Beteiligten. Deshalb braucht es keine staatliche Bevormundung, und schon gar keine Wirtschaftsethik.

Von Pierre Bessard

Wenige Aussagen auf dem Feld der Wirtschaftswissenschaften sind so falsch wie die Behauptung, der Markt sei eine moralisch neutrale oder gar amoralische Veranstaltung. Tatsächlich lässt sich umgekehrt die These vertreten, der freie Markt sei die umfassendste moralische Institution des Menschen. Warum? Ein freier Markt ist der Inbegriff des Respekts vor individuellen Eigentumsrechten: Jeder darf nur das benutzen oder austauschen, was ihm gehört, seien es seine Fähigkeiten, sein Geld oder physische Produktionsfaktoren. Der Markt ist genau das Gegenteil des «Gesetzes des Dschungels», nach dem eine ungezügelmte Individualität herrscht, die stets zum Triumph des physisch Stärksten führt. Die Institutionen des freien Marktes wirken unvergleichlich zivilisierend auf die Impulse und Dränge des Menschen.

Moralische Anstalt

Die Ethik des Marktes ist dabei durchaus auf dem Eigeninteresse der Menschen fundiert – und genau darum so belastbar: Wenn jeder jeden einfach berauben würde, fänden kein Austausch, keine Kapitalakkumulation und keine Wohlstandsvermehrung statt. Erst die Ethik des Eigentums erlaubt es, dass Produzenten und Konsumenten aller kulturellen Hintergründe zu einem wechselseitig vorteilhaften Tausch zusammenfinden. Die Ethik des Marktes erkennt auch, dass sich der Mensch stets bemühen muss, um in einer Welt knapper Ressourcen materielle Wohlfahrt erfahren zu können. Jeder Wohlstand ist im freien Markt auf die friedlichen Anstrengungen des Individuums zurückzuführen – und darum gerecht. Diese universale Ethik des Marktes setzt sich immer wieder durch, spontan und auch dort, wo der Staat sie unterdrückt. Der freie Markt fördert aus der eigenen Logik heraus Werte wie Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit, Friedfertigkeit, Gerechtigkeit – und eben auch Effizienz.

Der Markt ist aber nicht nur für das teilnehmende Individuum eine intrinsisch moralische Anstalt, er ist auch der grösste denkbare Gemeinschaftsstifter. Er verbindet die Menschen in einem komplexen Netzwerk gegenseitiger Koordination und des Tausches. Die Wahlfreiheit der Konsumenten diszipliniert dabei stets jene des Anbieters. Ein rücksichts-

loser oder unehrlicher Anbieter wird auf Dauer keine Abnehmer finden und so durch den freien Markt bestraft. Nur der freie Markt garantiert, dass schwarze Schafe für ihre Vergehen durch einen Reputationsverlust und letztlich den Verlust des eigenen Vermögens zur Rechenschaft gezogen werden. Das heisst, solange sie nicht durch die Fehlanreize staatlicher Regulierung geschützt werden wie etwa in der aktuellen Finanzkrise. Der Wettbewerb



Verwirrung und Unkenntnis: Thielemann.

eines freien Marktes hält dagegen jeden Teilnehmer zum Erhalt eines guten Rufes an.

Thomas Hobbes popularisierte die Vorstellung, der Mensch sei dem Menschen ein «Wolf». Der freie Markt ersetzt dagegen den Kampf durch den Wettbewerb. Auf dem Markt bemühen sich Anbieter wie Nachfrager um die Kooperation des anderen. Erfolgreich ist das Individuum hier nur auf der Grundlage einer umfassenden Arbeitsteilung. Nullsummenspiele sind nicht das Geschäft des Marktes, sondern der Politik. Die Ethik des Marktes ist dabei besonders wirksam und nachhaltig, weil sie nicht dem Zwang, sondern dem freien Willen, der Eigenverantwortung und Vernunft des Menschen entspringt. Dabei ist es zugleich auch nur der

Markt, der dem Menschen ein Maximum unterschiedlichster Werte und Ideale in seinem Privatleben ermöglicht. Er erfordert hier weder Mehrheiten noch einen Konsens.

Zahlreiche Studien belegen empirisch den Zusammenhang von freiem Handel und Frieden. Gäbe es einen Friedensnobelpreis für Ordnungen oder Institutionen, keine hätte ihn so sehr verdient wie der freie Markt. Schon Montesquieu hatte erkannt, «dass überall, wo es Handel gibt, auch sanfte Sitten herrschen». Dies gilt in einem «Binnenmarkt» ebenso wie auch international. Nur der freie Markt ermöglicht das friedliche gemeinsame Streben nach dem besseren Leben, ohne dem Individuum eine Vorstellung davon aufzuzwingen.

Akademiker gegen die Wirtschaft

Nichts ist also absurder, als «Wirtschaftsethik» für eine Ethik gegen den freien Markt zu halten. Ethische Zerwürfnisse finden sich, im Gegenteil, gerade dort, wo der freie Markt behindert und unterdrückt wird. Dies belegt der Blick auf die aktuelle Finanzkrise: Das Tauschmittel der gescholtenen Finanzmärkte ist heute kein Produkt des freien Marktes mehr – es wird durch ein staatliches Monopol erzeugt. Wenn aber das Geld der Ethik des freien Marktes entzogen wird, kann es nicht verwundern, dass es zu Missbräuchen kommt. Das Versagen des Staates auf den Hypotheken-, Immobilien- und Finanz-«Märkten» ist eben auch ein ethisches Versagen.

Was ist vor diesem Hintergrund von der Aufregung rund um den Fall Thielemann zu halten? Es muss hier Verwirrung und Unkenntnis diagnostiziert werden. Es ist eine traurige Tatsache, dass an Schweizer Hochschulen ein fundiertes Verständnis des freien Marktes nicht mehr gelehrt wird. Nur wer aber die Funktion des freien Marktes – jenseits staatlicher Gängelung und Manipulation, jenseits politökonomischer Fehlanreize – verstanden hat, kann auch Aussagen zur Ethik des Marktes treffen. Wer sich mehr Ethik in unserer Wirtschaft wünscht, sollte sich für mehr Markt einsetzen. Wenig ermutigend ist, dass sich ausgerechnet unsere Universitäten der Ethik des Marktes entziehen.

Pierre Bessard ist Direktor des Liberalen Instituts und Leiter des Zentrums für Steuerwettbewerb in Zürich.

Mörgeli

Alle sind vor dem Gesetz ...

Von Christoph Mörgeli

Manchmal haben selbst Pfarrer eine Predigt nötig. Und mitunter bedürfen Juristen einer Lektion in Rechtspflege. So heisst es in Artikel 8 der Bundesverfassung: «Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.» Alle? Alle! Auch Schwarze, Juden und SVP-Politiker. Wirklich alle?

Noch immer ist die parlamentarische Immunität von Toni Brunner in Frage gestellt. Der Nationalrat will den SVP-Parteipräsidenten anklagen lassen. Wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses. Weil Brunner als Mitglied der Geschäftsprüfungskommission (GPK) dem Justizdepartement Akten ausgehändigt haben soll. Die GPK-Mehrheit hatte zuvor ein Komplott rund um die Absetzung des früheren Bundesanwaltes Valentin Roschacher konstruiert. Das Einzige, was in dieser Sache freilich an Komplott übrigblieb, war das Vorgehen der GPK-Präsidentin Lucrezia Meier-Schatz: Mit Unterstützung der Bundesanwaltschaft versuchte die CVP-Nationalrätin, dem verhassten Justizminister eine Affäre anzudichten, um ihn aus dem Amt zu intrigieren.

Während dem Toggenburger Bergbauern Toni Brunner die Immunität entzogen wurde, schützte der Nationalrat die Toggenburger Juristin Lucrezia Meier-Schatz. Obschon sie – durch Protokolle belegt – mit Staatsanwälten den Putsch gegen Blocher koordinierte. «Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.» Alle? Fast alle.

Am vergangenen Wochenende sprach CVP-Parteipräsident Christophe Darbellay über Interna der Wirtschaftskommission (WAK). Wie ein parteipolitischer Lautsprecher lobte er den WAK-Auftritt seiner Bundesrätin Doris Leuthard. Und plauderte aus dem von ihr ausgehändigten Bericht. Für den Juristen Darbellay: Diese Sitzung untersteht dem Amtsgeheimnis. Auch der zitierte Bericht ist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Doch es kräht kein journalistischer Hahn danach. Und niemand stellt die parlamentarische Immunität des Walliser Nationalrats in Frage.

Wo Personen vor dem Gesetz bevorzugt bzw. benachteiligt werden, spricht man von Willkür. Für alle Juristen mit oder ohne CVP-Brandzeichen sei dazu Artikel 9 der Bundesverfassung in Erinnerung gerufen: «Jede Person hat Anspruch darauf, von den staatlichen Organen ohne Willkür [...] behandelt zu werden.» Exakt so definiert sich ein Rechtsstaat. Alles andere sind Bananen- und Kaviarrepubliken.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Immer diese Österreicher

Von Peter Bodenmann — Warum die Schweizer Wirtschaft in der Krise stärker schrumpfen wird als die österreichische.



Wien ist attraktiver als Zürich: Spanische Reitschule.

In Island gewann die linke Sozialdemokratin Sigurdardottir die Wahlen. Die neue Ministerpräsidentin will zwei Dinge durchsetzen. Neu wird in Island die direkte Demokratie nach Schweizer Muster eingeführt. Und dieses direktdemokratische Island soll so schnell wie möglich der EU beitreten. Direkte Demokratie und EU-Beitritt als aufwärtskompatibles Projekt. Ein Alleingang weniger in Europa. Nicht schlecht.

In der Schweiz leidet die Exportindustrie weiter wie ein Schlosshund unter dem zu harten Franken. Kann die Schweizer Nationalbank den Franken nicht weicher machen, will sie es nicht, oder wendet sie die falschen Mittel an? Die Wahrheit ist ein Birchermüesli: Solange kein neues Bretton Woods die Wechselkurse inflationsbereinigt festzurrt, wird weiter mit Währungen spekuliert. Dieses Problem wird verschärft durch eine Schweizer Nationalbank, die ihre Zinsen nicht schneller senkt als die Europäische Zentralbank. Trotz Minus-Inflation.

Mit dem Euro als Währung wären die Erträge der Exportindustrie heute durchschnittlich um acht Prozent höher, als sie es sind. Jeder Unternehmer weiss, was dies für Arbeitsplätze, Investitionen und Gewinne bedeutet.

Österreich hatte in den letzten fünfzehn Jahren, verglichen mit der Schweiz, ein massiv höheres Wachstum. Stürzt Österreich jetzt ins Elend, und schrammt die Krise an der Schweiz vorbei?

Aufgrund der im April 2009 noch einmal für alle Länder nach unten korrigierten Prognosen des IWF ist das Gegenteil absehbar: Die Schweizer Wirtschaft wird in den Jahren 2009 und 2010 aufgrund der Voraussagen des IWF um 3,2 Prozent schrumpfen, jene Österreichs um 2,8 Prozent.

Vermutlich wird die Differenz zwischen den beiden Ländern noch grösser, weil Faymann und Pröll anders als Merz und Leuthard die Kaufkraft der Massen nicht schwächen wollen.

Schweizer Banken haben ihr Geld in den USA verzockt, die Banken Österreichs im Osten. Auch hier gibt es Unterschiede: Die Schweizer Grossbanken stellen mit ihren Bilanzsummen ein zu grosses Risiko für die Volkswirtschaft dar. Die österreichische Volkswirtschaft kann im schlimmsten Fall die Ausfälle ihrer Banken tragen.

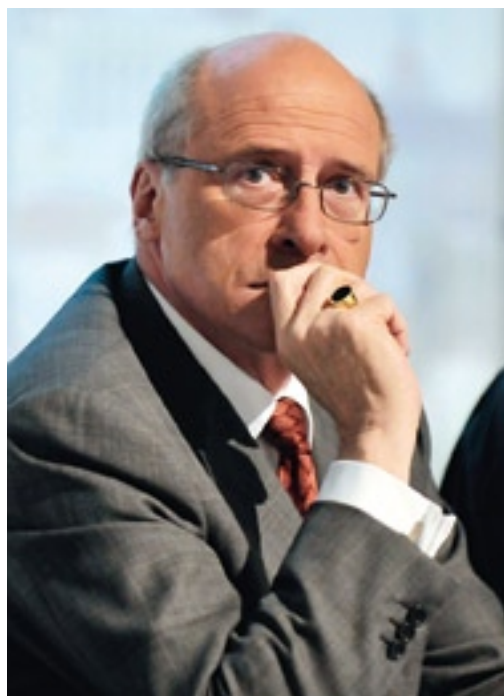
Dazu kommt, dass die EU Osteuropa helfen wird. Im eigenen Interesse, und somit auch im Interesse Österreichs. Die Schweiz rutscht ihrerseits allein auf den Knien nach Washington und zurück.

Doch damit nicht genug Ärger für die helvetischen Österreicher-Hasser: Das sozialdemokratische Wien hat das sozialdemokratische Zürich als attraktivste Stadt der Welt abgelöst. Wegen der Finanzkrise.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Koni redet mit

Von Kurt W. Zimmermann — Ein gutes Beispiel von Etikettenschwindel: Die SRG präsentiert sich als gelebte Demokratie.



Volksbewegung: SRG-Chef Walpen.

Der Koni, der Jörg, die Clara, der Guido, der Silvio, die Doria und die Brigitte können mitreden. Das unterscheidet sie von uns anderen fünf Millionen Deutschschweizern, die nicht mitreden können.

Der Koni, der Jörg, die Clara, der Guido, der Silvio, die Doria und die Brigitte reden beim Fernseh- und Radioprogramm mit. Das sagen sie uns derzeit täglich in TV- und Radiospots. Sie sagen es auch auf www.mitreden.ch. Koni und Konsorten werben um neue SRG-Mitglieder: «Mit einer Mitgliedschaft werden Sie besser gehört!»

Wir kommen hiermit zu einer typischen Eigenheit der Medienindustrie. In kaum einer anderen Branche ist der Einfluss der Konsumenten so gering wie in den Medien. Wir könnten auch sagen, in kaum einer anderen Branche gibt es derart wenig Demokratie.

Wer im Aargau ein Auto kaufen will, der hat die Wahl zwischen vierzig Marken. Wer im Aargau eine Tageszeitung lesen will, hat keine Wahl. Es existiert nur eine, ein Quasimonopol. Auf eine Zürcher Zeitung auszuweichen, bringt nichts, weil darin nichts über den Aargau steht. Aargau ist auch Basel, Luzern, St. Gallen und so weiter.

Beim Fernsehen ist das Quasimonopol ein Vollmonopol. Es existiert kein anderer Sender, der von Information bis Sport die Deutschschweiz abdeckt. Immer, wenn es keine Demokratie gibt, entstehen hübsche Formen von

Scheindemokratie. Das ist an Aktionärsversammlungen oder auf Kuba nicht anders als bei der SRG.

15 300 Mitglieder hat die Deutschschweizer SRG-Trägerschaft, wenn man die 700 Rätoromanen grosszügig dazuzählt. Das sind erst 0,3 Prozent der Bevölkerung. Es braucht zum Wachstum also TV-Spots von Koni & Co.

Die 15 300 zahlen, je nach Region, zwischen 20 und 50 Franken Mitgliedergebühr im Jahr (die Rätoromanen zahlen natürlich nur 12 Franken). Dafür besuchen sie ununterbrochen Sendungen von «Aeschbacher» bis «Zoogä-n-am Boogä» und reden bei den Programmschaffenden mit, wie man heute flottes Fernsehen macht.

Natürlich gelten die treuherzigen Träger-schaffter bei den TV-Profis als Witzfiguren. Egal, der Koni, der Jörg, die Clara, der Guido, der Silvio, die Doria und die Brigitte haben zumindest das Gefühl, dass sie etwas zu sagen hätten. Und SRG-Chef Armin Walpen hat ein Argument mehr, die «idée suisse» als landesweite Volksbewegung zu verkaufen.

Besonders dreist treiben es die Trägerschaffter im 26-köpfigen Publikumsrat. Das ist eine basisdemokratische Programmaufsicht. Fast im Wochenrhythmus schauen sich die Räte mit kritischem Blick die helvetischen TV-Sendungen an und geben dann in länglichen Abhandlungen ihren Senf dazu. Regelmässig lassen sie die TV-Spitze zum Rapport antraben.

Die Dokusoap «SF bi de Lüt – Familiensache» etwa, so erfuhren wir diese Woche, «empfinden die meisten Publikumsrätinnen und -räte als interessant und abwechslungsreich». Bei der Kochsendung «Al dente» befanden sie, «die Rezepte könnten gut nachvollzogen werden». Beim People-Magazin «Glanz & Gloria» wiederum «vermisste der Publikumsrat eine kritische Distanz der Moderation gegenüber den Prominenten». Was soll der Quatsch? Eine Weisungsbefugnis hat der Publikumsrat nicht – für die TV-Profis ist er bloss ein lachhaftes Laientheater.

Die SRG reformiert nun ihre Strukturen. Radio und TV rücken strukturell zusammen, die Führung wird gestrafft. Unangetastet bleiben im Organigramm aber all die Basismitglieder, Regionalräte und Publikumsräte. Es sei damit, so verkündete die SRG, «die gesellschaftliche Funktion der Trägerschaft verstärkt worden».

Das ist hübsch und nachahmenswert formuliert. Wenn jemand keine Funktion hat, dann nennen wir das künftig eine «gesellschaftliche Funktion».

Ich und mein «Ich-Potenzial»

Von Peter Keller

Es gibt Soziologinnen. Es gibt Frauen mit Doppelnamen ohne Bindestrich. Und es gibt Irène Wüest Häfliger: Sie vereint die beiden Spezies in einer Person. Und noch viel mehr. Lic. phil. Soziologin Irène Wüest Häfliger verfügt zusätzlich über ein Nachdiplomstudium in Organisationsentwicklung, einen Master in NLP (Neurolinguistisches Programmieren) und diverse Ausbildungen im Bereich moderne Umgangsformen, Dresscode, Körpersprache, Menschenkenntnis, Auftrittskompetenz, «Image-Bewusstsein» und «Corporate Behaviour».

Wem es bei dieser Auflistung bereits die Sprache verschlägt, ist auch und gerade bei lic. phil. Soziologin Irène Wüest Häfliger bestens aufgehoben. Denn sie ist zudem Expertin für Kommunikation, Rhetorik und «zeitgemässe Umgangsformen». Wer sich also zeitgemäss benehmen will, meldet sich an für ein Abendseminar von Irène Wüest Häfliger. Dort lernen Sie alles über den «stil- und taktvollen Umgang im Business». Dresscode-Regeln. Distanzzonen. Du/Sie. Den ersten Eindruck. In drei Stunden. Für 95 Franken. Inklusive Pausengetränk. Und Seminar-Unterlagen. Dieses Power-Angebot möchte man mit einem zeitgemässen «Wow! Mega!» quittieren.

«Wer sein Produkt attraktiv darstellt, verschafft sich den vielleicht entscheidenden Wettbewerbsvorteil.» Mit «Produkt» meint Irène Wüest Häfliger allerdings nicht eine Packung hübsch zurechtgemachter Pralinen. Sondern das Produkt Mensch. Der Verkäufer seiner selbst. Der Ich-Anbieter. Um unser ideales Erscheinungsbild ohne «Irritationsauffälligkeiten» (Irène Wüest Häfliger) bemühen sich lic. phil. Soziologin Irène Wüest Häfliger und ihre «Netzwerk-PartnerInnen»: Claudia Kosanke, Image-Consultant; Patricia Scofano, Hair und Makeup; Konrad Langenegger, Telefonieren mit Stil.

Wer dann also mit Stil telefonieren kann (immer gerade sitzen und in den Hörer lächeln), darf sich seinem «Ich-Potenzial» zuwenden. Irène Wüest Häfliger versucht sozusagen zwischen dem wahren, etwas zu kurz geratenen Ich und dem Wunsch-Ich zu vermitteln. «Das Ich-Potenzial zu hundert Prozent abrufen.» Eine tolle Sache. Die weniger gute Nachricht: Selbst wenn ein Trottel sein «Ich-Potenzial» vollumfänglich auszuschöpfen vermag, bleibt er ein Trottel. Aber immerhin ein hundertprozentiger.

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

Leserbriefe

«Dieser unwürdige <Menschenrechtsrat> gehört boykottiert und aufgelöst.» *Willy Huber*

Ignorante Nichtsnutze

Nr. 17 – «Rassismus», «Lächeln für Achmadinedschad»; Roger Köppel und Pierre Heumann über die Antirassismuskonferenz

Micheline Calmy-Rey hat ein ausgesprochenes Talent, in Fettnäpfchen zu treten. Ihr hätte eigentlich seit ihrem Iran-Besuch klar sein müssen, wie die Sache in Genf laufen würde: Die islamistische Dominanz in der Organisation legte – neben den schlechten Erinnerungen an Durban – diesen Verlauf nahe. Diesem Verein von ignoranten Nichtsnutzen eine Bühne für seinen Auftritt zu geben, ist mehr als naiv und schadet unserem Land einmal mehr. Ein «Menschenrechtsrat», der sich nicht würdig mit den Problemen von Rassismus unserer Zeit auseinandersetzt, gehört boykottiert und aufgelöst. Dass Hans-Rudolf Merz dem iranischen Dorflehrer noch die Ehre einer Privataudienz erweist und vor Scham nicht in den Boden versinkt, ist das Tüpfelchen auf dem i.

Willy Huber, Küsnacht

Dialog ist normalerweise immer besser als Konfrontation. Zu einem befriedigenden Ergebnis, besonders über die Anwendung der Menschenrechte, kann es aber nicht kommen, wenn der eine Gesprächspartner seine Grenzpflocke schon vor Beginn möglichst weit auf seiner Seite einschlägt und damit am Anspruch seiner alleinigen Macht keinen Zweifel aufkommen lässt. Mit einem Despoten wie dem iranischen Präsidenten und Holocaust-Leugner kann kein Dialog zustande kommen. Es war deshalb völlig verfehlt, diesem selbstherrlichen Tyrannen für seine Hasstiraden eine internationale Plattform zu bieten und unterwürfige Anerkennung zu zollen.

Willy Fasler, Thun

Winston Churchill verglich Leute wie Merz und Calmy-Rey mit solchen, die das Krokodil füttern, in der Hoffnung, dann als Letzte gefressen zu werden.

Peter Liniger, Gentilino

Unzulässige Vermengung

Nr. 17 – «Maurers vermeintliche Massenvergewaltigung»; Andreas Kunz über den Fall Seebach

Hier vermengt der Autor meiner Ansicht nach drei Dinge in unzulässiger Weise, nämlich den Tatinhalt, das «mediale Verhalten» der Polizei



« Karriere ist die Kunst, Zufälle zu erkennen und für sich zu nutzen. »

Peter Hanimann, dipl. Wirtschaftsprüfer, Managing Director, Head Group Risk & Finance Audit, UBS, Zürich

Peter Hanimann geb. 1960 | 1976 KV-Lehre bei der SKA | 1984 Abschluss an der HWV Zürich | 1984 Eintritt als Revisionsassistent bei KPMG | 1988 dipl. Wirtschaftsprüfer | 1989–91 in San Francisco, Bekanntschaft mit seiner späteren Ehefrau | 1996 Partner bei KPMG | Mitglied der Treuhand-Kammer, Fachgruppe Bankenrevision | Er hat drei Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren |

Wirtschaftsprüfung: Wo Karrieren geboren werden. www.treuhand-kammer.ch

und die Behandlung der Täter. Wenn ein Rudel fleischgeiler Halbwüchsiger nach einem dreizehnjährigen Mädchen giert, ist objektiv der Tatbestand der sexuellen Nötigung oder der Vergewaltigung erfüllt, auch wenn das Kind «nichts dagegen» hat. Unter diesem Aspekt sind Straffreiheit und Entschädigungen nur schwer zu verstehen, auch wenn die Täter den Sachverhalt subjektiv anders gewertet haben. Recht hat Andreas Kunz allerdings mit der Kritik an der «Sensationalisierung» des delikaten Geschehens durch die Polizeistellen

sowie an der Unterbringung der Untersuchungshäftlinge.

Hans-Christian Müller, Zürich

Eine dreizehnjährige Schülerin hat sich weder freiwillig noch unfreiwillig von mehreren Schülern sexuell belästigen und ausbeuten zu lassen. Ihre angeblich «coole» Art und der Hinweis, dass sie schon mit mehreren Männern Sex hatte, sind da auch keine Entschuldigung und deuten eher auf eine massive Dissoziation und Abspaltung vom Körper hin, was bei traumatisierten Frauen und Mädchen oft der Fall ist. Ihre eigene

Betonung der «Freiwilligkeit» gehört ins gleiche Kapitel und kann unter «Täterschutz» eingereiht werden (Stockholm-Syndrom). Wenn alles freiwillig war, weshalb hat sie sich an die Sozialarbeiterin gewandt? Dieser «Entschuldigungsartikel» für die angeblichen «Nicht-Täter» ist etwas billig und geht weder auf das Alter noch auf allfällige bleibende psychische Schäden des «Doch-nicht-Opfers» ein.

Yvonne Flückiger, Cham

Von der Kavallerie umzingelt

Nr. 17 – «Stich durchs Herz»; Roger Köppel im Gespräch mit Kaspar Villiger

Seit einiger Zeit begründen unsere Politiker jedes Nachgeben auf internationalem Parkett und jede Schlappe mit dem «Druck vom Ausland» – egal, ob Bilaterale, Steuerstreit oder Bankgeheimnis. Und jetzt ortet ein Altbundesrat sogar einen «ausländischen Druck, unsere Unabhängigkeit aufzugeben». Worin besteht denn dieser? Sind wir bereits von der Kavallerie umzingelt, oder klingelt lediglich irgendwo im EDA zweimal täglich das Telefon wegen eines Anrufs aus Brüssel, Berlin oder Washington?

Oleg Ayranov, Brugg

Korrigenda

Das Bild zum Artikel «Moralische Tollpatzche» (*Weltwoche* Nr. 17/09) zeigt nicht, wie in der Bildunterschrift angegeben, Gottfried Keller, sondern Alfred Escher.

Der Artikel «Auf dem besten Platz» enthielt eine falsche Jahreszahl: BMW hat die iPod-Schnittstelle nicht 1994, sondern 2004 vorgestellt. Wir bedauern die Verwechslungen.

Die Redaktion



IHR ZENTRUM FÜR HANDCHIRURGIE

AKTIVE HÄNDE BIS INS ALTER



ARTHROSE

KARPALTUNNEL-SYNDROM



DUPUYTREN



UNFÄLLE



GANGLIEN

SEHNENENTZÜNDUNGEN



Der Mensch braucht seine Hände täglich. Sie sind immer sichtbar und ein ständiger Begleiter. Probleme mit den Händen sind deshalb besonders störend. Unser Zentrum für Handchirurgie wurde bereits im Jahr 2001 gegründet und von renommierten und erfahrenen Spezialisten der Handchirurgie zu einem einzigartigen Kompetenzzentrum ausgebaut. Wir behandeln altersbedingte Beschwerden, rheumatologische Erkrankungen, Unfall- und Verletzungsfolgen sowie eine Vielzahl von Beeinträchtigungen an Bindegewebe, Nerven und Sehnen. Die heutigen Operations- und Anästhesiemethoden sind wirksam, aber sanft und ermöglichen eine rasche Linderung der Schmerzen sowie eine nachhaltige Verbesserung der Beweglichkeit, ohne Abstriche bei der Ästhetik zu machen. Wir helfen Ihnen gerne weiter. Erfahren Sie mehr unter www.pyramide.ch.



KLINIK PYRAMIDE Δ SPITZE AM SEE

BELLERIVESTRASSE 34, CH-8034 ZÜRICH, TEL. +41 (0)44 388 15 15, FAX +41 (0)44 381 26 26, WWW.PYRAMIDE.CH, INFO@PYRAMIDE.CH

Alles Teufelswerk

«Angels & Demons» heisst der neue Hollywood-Schlager nach einem Buch des Bestseller-Autors Dan Brown. Der Thriller fesselt die Menschen mit einem Feuerwerk an Verschwörungstheorien. Unsere Leidenschaft für Mächte, die im Dunkeln ihr Unwesen treiben, hilft uns in Krisen. *Von Kai Michel*

Schon hängen überall die Kinoplakate, von denen Tom Hanks furchtlos der neuen Herausforderung entgegenblickt; da mögen die Dämonen in seinem Rücken noch so grimmige Fratzen schneiden. Wieder macht er sich in der Rolle des Symbologen Robert Langdon auf, um eine der finstersten Verschwörungen der Welt aufzudecken. Dieses Mal will die mysteriöse Bruderschaft der Illuminati das Papsttum in die Luft sprengen, Vatikan inklusive.

Im Mai kommt «Angels & Demons» (dt. «Illuminati») in die Kinos. Es ist der zweite Dan-Brown-Bestseller, der verfilmt wird. Vor drei Jahren legte «The Da Vinci Code» den zweitbesten Kinostart aller Zeiten hin. Beide Werke sind ein opulentes Potpourri aus Verschwörungstheorien. Waren im «Da Vinci Code» die Ingredienzien der Heilige Gral, die Tochter Jesu Christi und ein von der katholischen Kirche unterdrückter «Kult der Grossen Mutter» – das alles garniert mit Geheimgesellschaften wie den Templern und dem Opus Dei –, so geben in «Angels & Demons» das Kernforschungszentrum Cern in Genf und der Vatikan die Hauptzutaten ab. Lange bleibt unklar, an welchem Ort die grösseren Ungeheuerlichkeiten ausgeheckt werden. Galileis geheime Botschaften, eine Antimaterie-Bombe auf dem Grab des heiligen Petrus und vier entführte Kardinäle halten Tom Hanks gehörig auf Trab.

Wer steckt hinter der Schweinegrippe?

Dan Browns Weltauflage, die schnurstracks in Richtung hundert Millionen steigt, beweist, dass er den Nerv unserer Zeit getroffen hat. Literarische Qualität ist es nicht, mit der er punktet. Der britische Schriftsteller befriedigt – wie auch Joanne K. Rowling mit den Harry-Potter-Romanen – auf virtuose Weise das Bedürfnis nach geheimnisvollen Geschichten, in denen dunkle Mächte im Verborgenen Böses im Schilde führen und der Held Stück für Stück eine kaum zu glaubende Verschwörung aufdeckt.

«Erinnern Sie sich noch an die Zeichen der Illuminati? Vor aller Augen sichtbar und doch verborgen?», fragt Robert Langdon seinen weiblichen Dr. Watson, Vittoria Vetra, und formuliert damit das Hauptmotiv jedes Verschwörungsglaubens. Wir mögen in aufgeklärten Zeiten leben, etwas in uns nimmt allzu gerne an, dass im Hintergrund geheime Kräfte Regie führen, dass etwas mit den offiziell verbreiteten Versionen der Ereignisse nicht stimmen kann. «Die Wahrheit ist irgendwo da draussen», heisst es im Konspirationsklassiker «X Files». Man muss nur den Mut haben, sie zu suchen.

Lange hat sich die Wissenschaft nicht darum gekümmert; ihr galt das als «politische Pornografie». Der amerikanische Historiker Richard Hofstadter ordnete konspiratives Denken dem «paranoiden Stil» zu, der an den Rändern des politischen Spektrums gepflegt werde. In der Folge ging man davon aus, dass es entweder nur einzelne Fanatiker waren, die an Gruselstorys glaubten, oder deklassierte Randgruppen, die wie manche Schwarze in den Gettos mutmassten, die CIA habe das Aids-Virus gezüchtet, um sie auszurotten.

Aber Verschwörungstheorien sind kein Randphänomen und nicht bloss etwas für Dan-Brown-Fans. Mit dem Internet existiert ein Medium, in dem die wildesten Spekulationen ins Kraut schiessen, sobald irgendwo ein Unglück eintritt. Das lässt sich gerade an der Schweinegrippe beobachten: «Was will denn die US-Regierung wieder mit Angst durchsetzen?», wird da in Blogs gefragt. «Soll endgültig von den toxischen Papieren abgelenkt werden?» Und warum fand der erste Ausbruch der Schweinegrippe ausgerechnet in einem Militärlager der Amerikaner statt?

Die Vorstellung, dass hinter einer Krise eine verschworene Gruppe steckt, die sie verschuldet hat, ist attraktiv: Selbst in einer völlig undurchsichtigen Situation weiss man damit Be-

scheid. Da wundert es wenig, dass in vielen Alltagsdebatten Verdächtigungen nach diesem Muster auftauchen: Hinter Impfkampagnen und Homöopathie-Kritikern steckt «die Pharmaindustrie». Mit dem biometrischen Pass will «der Staat» seine Bürger völlig überwachen. Oder: Die Klimawandel-Skeptiker werden «alle von der Ölindustrie bezahlt».

Seit einigen Jahren liefern Psychologen und Anthropologen Erklärungen für die Verbreitung solch vereinfachender Denkmuster. Sie weisen tief in die Vergangenheit. Vieles deutet darauf hin, dass die Hardcore-Konspirationsisten nur die Spitze des Eisbergs sind; dass in uns allen ein kleiner Verschwörungstheoretiker steckt, der schnell bereit ist, anzunehmen, dass da immer noch jemand anders seine Hände im Spiel hat. Verschwörungstheorien – eine anthropologische Konstante?

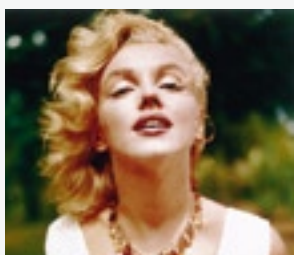
Sucht nach Gewissheit

Dabei handelt es sich, sagen Forscher, um ein evolutionäres Programm, das den Menschen besonders in Gefahren- und Krisensituationen geholfen hat. «Unser Gehirn ist ein permanent arbeitender Geschichtengenerator», erklärt der Soziobiologe Eckart Voland. «Es kann gar nicht anders als erklären, auch dort, wo es nichts zu erklären gibt.» Menschen können nicht gut mit Unsicherheit umgehen: «Sie suchen kognitive Gewissheit.» In Krisensituationen übertreiben sie es damit mitunter.

Tatsächlich sind Verschwörungstheorien fester Bestandteil der Popkultur: Musste Prinzessin Diana sterben, weil ihr Chauffeur betrunken war? Oder wollte der britische Geheimdienst MI6 im Auftrag der Queen verhindern, dass sie den Ägypter Dodi al-Fayed heiratete? Und wer tötete John F. Kennedy – die Russen, die Kubaner, die CIA, die Mafia? Wir wissen es nicht und fabulieren weiter.

Unser Verstand springt an, sobald ein rätselhaftes Detail auftaucht. Die Amerikaner, heisst

Prominente Verschwörungstheorien



Marilyn Monroe

Nackt, in eine Seidendecke gehüllt, auf dem Tisch die leere Flasche Schlafmittel – so wurde die Schauspielerin 1962 gefunden. Selbstmord, lautete die offizielle Diagnose. **Das Merkwürdige daran:** Die Vergiftungserscheinungen passen nicht zu einem Suizid. Vieles deutet darauf hin, dass nachgeholfen wurde. **Die Verdächtigen:** Monroe hatte eine Affäre mit John F. Kennedy, Kontakt mit der Mafia, wurde von der CIA überwacht – was alle verdächtigt macht.

TWA-Flug 800

Elf Minuten nach dem Start in New York stürzte 1996 eine Boeing 747 ab. Alle Passagiere kamen ums Leben. Eine Explosion im Haupttank wurde als Ursache angegeben. **Das Merkwürdige daran:** Augenzeugen berichten, dass Flug 800 in der Luft verfolgt wurde. Ein Zeitungsfoto zeigt eine Rakete am Himmel. **Die Verdächtigen:** Die US-Navy hielt dort Manöver ab. Womöglich, glauben manche, hat Flug 800 auch ein Ufo gestört, das das Manöver observierte.





«Vor aller Augen sichtbar und doch verborgen»: Tom Hanks (l.) als Robert Langdon mit Vittoria Vetra in «Angels & Demons».



Fabulieren gegen Unwissen: «Fliegende Untertassen greifen an», 1956.



Kunst des Komplotts: Schweinegrippe sorgt für Spekulationen.



Ewigkeitsglühbirne

Der deutsche Erfinder Dieter Binniger hat bereits vor gut dreissig Jahren eine Glühlampe erfunden, die siebzehn Jahre nonstop brennen kann. Sie ging nie in Serie.

Das Merkwürdige daran: Als Binniger den DDR-Leuchtmittelhersteller Narva übernehmen wollte, stürzte er mit einem Flugzeug ab.

Die Verdächtigen: die Glühlampenindustrie. Sie fürchtete, wird unterstellt, die Erfindung, weil sie nur an rasch kaputtgehenden Birnen verdient.

Freimaurer/Illuminaten

Das allsehende Auge als Abschlussstein einer Pyramide ziert die amerikanische Ein-Dollar-Note. Es schmückt auch die Rückseite des Siegels der Vereinigten Staaten.

Das Merkwürdige daran: Das Auge gilt als Zeichen der Geheimgesellschaften der Freimaurer und der Illuminaten.

Die Verdächtigen: Um ihre Weltherrschaft zu untermauern, sollen die Illuminaten das Symbol auf der amerikanischen Währung platziert haben.



es, seien gar nicht auf dem Mond gelandet, sondern hätten Neil Armstrongs grossen Schritt in der Wüste von Nevada inszeniert, um so den Wettlauf gegen die Sowjets zu gewinnen. Da mag man lachen; betrachtet man aber die Bilder der Mondlandung und fragt sich, warum auf ihnen die US-Fahne flattert, obwohl es da oben gar keinen Wind gibt, fängt das Grübeln an. «Selbst wenn unsere rationale Seite weiss, dass das Unsinn ist», sagt Guy Smith, der eine BBC-Dokumentation über Verschwörungstheorien rund um 9/11 drehte, «flüstert unser Instinkt: Könnte nicht doch etwas dran sein?»

Verschwörung auf dem Rütli

Die Menschen waren immer schon versucht, andere für das Schlechte verantwortlich zu machen. «Verschwörungstheorien sind universal verbreitet», sagt der Historiker Dieter Groh, «wir finden sie über alle Zeiten, Schichten und Klassen hinweg.» Sie tauchen bei der Linken genauso auf wie bei der Rechten. Für den Philosophen Karl Popper waren sie nur eine Variante des Glaubens an die Götter mit ihren alles beherrschenden Launen. Glaubt man nicht mehr an diese, nehmen andere «Interessengruppen» den Platz ein. Für den Historiker Wolfgang Wippermann fusst alles in der Idee, dass hinter dem Übel der Teufel stecke. «Weil aber der Leibhaftige nicht alles allein tun kann, braucht er Helfershelfer: die Agenten des Bösen.» Und diese Rolle sei wechselnd besetzt worden, sagt Wippermann: Im christlichen Abendland zunächst – und später immer wieder – mit den Juden, dann mit Hexen, Freimaurern und Illuminaten, schliesslich, je nach politischer Couleur, mit Kapitalisten oder Kommunisten.

Kurios an der Sache ist: Keine dieser Verschwörungsvermutungen traf in der Realität wirklich zu. Warum landete derart fehlerbehaftetes Denken also nicht auf dem Schrottplatz der Geschichte? Die einfachste Antwort lautet: Weil es ein effektives Instrument ist, unliebsame Gruppen als Agenten des Bösen zu diffamieren – und sei es nur, um die tatsächlichen Zusammenhänge zu verschleiern. Doch um zu erklären, warum Verschwörungsvorwürfe immer auch bereitwillig geglaubt wurden, sind zwei andere Aspekte wichtig.

Der erste könnte von Konspirationstheoretikern selbst stammen: Wir fürchten allerorten Verschwörungen, weil es in der Geschichte nur so von ihnen wimmelt. Ob die Verschwörung



Universelle Verbreitung: Unfallopfer Lady Di.

des Catilina oder Watergate – vor der Enthüllung waren auch sie bloss abenteuerliche Vermutungen. Vor einigen Jahren machten Gerüchte die Runde, die US-Regierung vertusche, dass sie in den 1930er Jahren Experimente an unwissenden Schwarzen in Tuskegee, Alabama, durchgeführt hatte, um die Syphilis zu erforschen. Dabei habe man Menschen sterben lassen und akzeptiert, dass sich Kinder ansteckten. Klingt nach Wahnvorstellung. Ist aber keine. 1997 entschuldigte sich Präsident Clinton bei den Überlebenden. Da mögen einige ins Grübeln kommen, ob jetzt bei der Schweinegrippe nicht Ähnliches passiert?

Von der Ermordung Julius Cäsars bis zur Abwahl Christoph Blochers: Die Historie ist voller Ranküne. «Wir dürfen annehmen, dass Menschen sich verschworen haben, seit sie das Mittel der Sprache hinreichend beherrschten, um gemeinsam Pläne zu schmieden», schreibt Thomas Grüter in «Freimaurer, Illuminaten und andere Verschwörer». Die Mächtigen hätten schon immer den heimlich geführten Dolch fürchten müssen. Doch darin täuscht sich Grüter: Die Kunst des Komplotts beherrscht bereits unsere Primatenverwandtschaft.

Der Primatologe Frans de Waal schildert in «Der Affe in uns», wie er eines Morgens Luit,

den Anführer der Schimpansenkolonie im Arheimer Zoo, in seinem Blut liegend vorfand. Die Täter, der junge Emporkömmling Nikie und Yeroen, ein Intrigant, dessen beste Tage gezählt waren, hatten einen unbeaufsichtigten Moment abgepasst, um den charismatischen Luit zu massakrieren. In der Primatenforschung wird schon länger über *Machiavellian intelligence* diskutiert: Durch ihre kognitiven Fähigkeiten sind viele Affenarten in der Lage, Rivalenstreitigkeiten nicht mehr *face to face* auszutragen; sie können sich durch Koalitionen ihren Rang sichern. Konspiration erscheint da als Kehrseite der Kooperation. Oder die Vorderseite – je nach Perspektive. Für die Habsburger war der Schwur auf dem Rütli auch nur eine Verschwörung.

Kein Wunder also, dass wir da sensibel sind. Die Anthropologen haben aber noch einen zweiten Antwortkomplex, um zu erklären, warum wir so gerne im Dunkeln stochern: Es schützt vor wirklich gefährlichen Fehlern. Ob Pest oder Missernten den Anlass für Juden- und Hexenverfolgungen gaben, ob nach dem Schock der Französischen Revolution die Freimaurer der Subversion verdächtigt wurden oder die Weltwirtschaftskrise den Boden für den grössten Verschwörungstheoretiker aller Zeiten bereitete: Adolf Hitler. Konspirationsfantasien befriedigen in schwierigen Zeiten die Sehnsucht nach klaren Antworten.

Katastrophe kann kein Zufall sein

Korey Rowe, der einen populären Film fabrizierte, um die «wahren Hintergründe» des 11. September 2001 aufzudecken, sagte dem *Time Magazine*: «Dass 19 Geiselnahmer alle Sicherheitsmassnahmen unterlaufen und 4 Flugzeuge innerhalb von zwei Stunden zum Absturz bringen, ohne vom Militär gehindert zu werden, und das im am besten überwachten Luftraum der Welt – das ist für mich eine Verschwörungstheorie!» Die Vorstellung, mit wenig Aufwand das stärkste Land des Globus schwer zu treffen, hat etwas Verstörendes. Es könnte ja immer wieder passieren. Die Annahme aber, hinter dem Angriff stecke die eigene Regierung, lässt das Weltbild intakt: Die USA bleiben der mächtigste Staat der Erde.

Dass Menschen eine Neigung haben, hinter grossen Ereignissen grosse Mächte zu vermuten, hat der Psychologe Patrick Leman experimentell nachgewiesen: Er gab zwei Gruppen Schilderungen eines Anschlags auf einen Präsi-



Johannes Paul I.

Am 26. August 1978 wurde er zum Papst gewählt, 33 Tage später war er tot. Sowohl seine Familie als auch der Vatikan weigerten sich, die Leiche obduzieren zu lassen.

Das Merkwürdige daran: Der «Papst des Lächelns» soll versucht haben, Licht in die Affären um die Vatikanbank zu bringen.

Die Verdächtigen: Mafia oder die Geheimloge P2. Regisseur Coppola gibt in «Der Pate III» Kirchenfürsten die Schuld, die der Papst absetzen wollte.

9/11

Am 9. September 2001 krachten zwei von islamistischen Terroristen entführte Flugzeuge in die Türme des World Trade Center. Stunden später stürzten sie ein.

Das Merkwürdige daran: Wissenschaftler haben 2009 im Trümmerstaub erstmals Spuren des hochkomplexen Thermit-Sprengstoffs nachgewiesen.

Die Verdächtigen: Es war ein «Inside-Job» der Bush-Administration, die ihre Kriegspläne gegen Afghanistan und den Irak vorantreiben wollte.



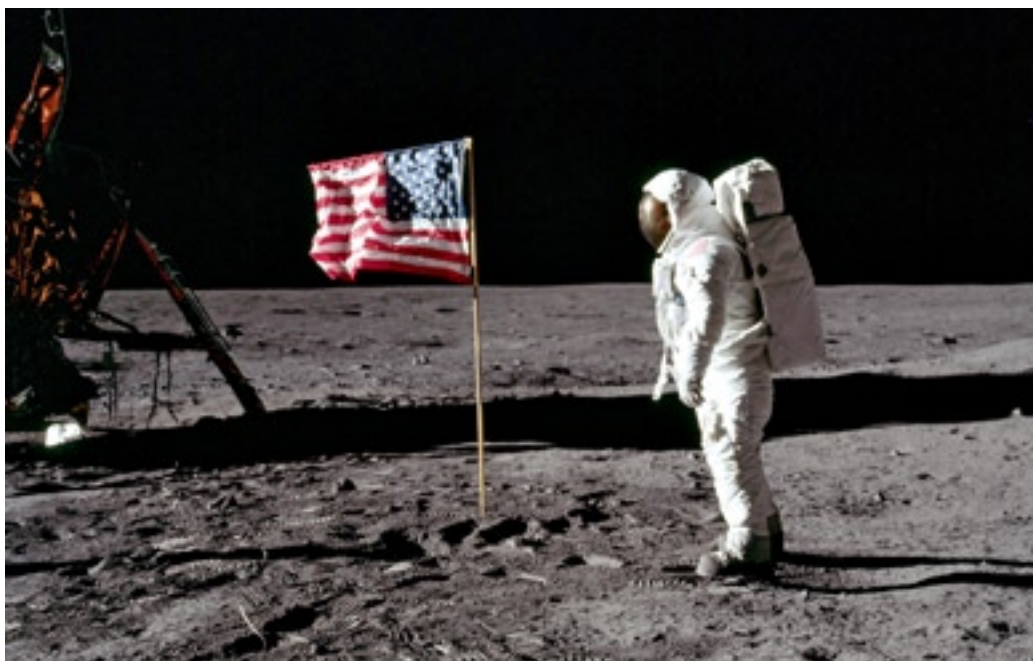
dentem. Im ersten Fall überlebte der Präsident, im zweiten nicht. Starb das Staatsoberhaupt, nahmen die Probanden eher an, dass eine richtige Verschwörung hinter dem Anschlag stand, als im Fall einer Verwundung. Je schlimmer die Tat, umso schlimmer müssen die Täter sein. Das Gegenteil ist eben bestürzend: eine Katastrophe, die durch eine Kleinigkeit ausgelöst wird. «Wir fühlen uns nicht wohl bei der Vorstellung», sagt Leman, «dass etwas Zufälliges wie ein verrückter Heckenschütze den mächtigsten Mann der Welt töten kann.» Der französische Anthropologe Pascal Boyer formuliert es so: «Dramatische Ereignisse müssen dramatische Erklärungen haben.» Und liefert damit eine Erklärung, warum die Schweiz verschwörungstechnisch wenig zu bieten hat.

Strategie für den Ernstfall

Dass wir in brenzligen Situationen übertrieben reagieren, haben die amerikanischen Wirtschaftswissenschaftler Adam Galinsky und Jennifer Whitson letztes Jahr demonstriert: Sie versetzten Versuchspersonen in Situationen, in denen diese die Kontrolle verloren – woraufhin sie angingen, selbst in wirren Mustern Bilder zu erkennen, die aber gar nicht existierten. Ebenso vermuteten sie Verschwörungen. Beruhigte sich die Situation, normalisierte sich auch die Wahrnehmung. Der Schluss der Forscher: In Gefahrensituationen läuft unsere Aktivitätenerkennung auf Hochtouren, um ja keine Gefahr zu übersehen.

Wenn wir dazu neigen, allerorten agierende Wesen zu vermuten, diene das der schnellen Entscheidungsfindung in heiklen Situationen, erklärt der Soziobiologe Voland. «Die Menschen der Urgeschichte wurden auch danach ausgelesen, wie schnell und spontan sie Lebendiges von Nichtlebendigem, Gefährliches von Harmlosem unterscheiden konnten.» Im Zweifelsfall war es besser, einen Gegner selbst dort zu vermuten, wo keiner war. «Jener Vorfahr, der nicht seinen Intuitionen folgte, sondern das Blätterauschen einer abwägenden, rationalen Betrachtung unterzog», sagt Voland, «wäre nicht unser Vorfahr geworden, wenn das Blätterauschen tatsächlich von einem Feind oder Raubtier verursacht worden wäre.» Kurz: Wer überall Gespenster sah, wurde mitunter belächelt, überlebte aber die Sorglosen.

Die Evolution habe die Menschen darauf programmiert, von Geschichten in den Bann



Rätselhaftes Detail: Warum flatterte die US-Flagge bei der Mondlandung?



Dramatische Erklärung für dramatisches Ereignis: John F. Kennedy in Dallas, 1963.

gezogen zu werden, in denen verborgene, geheimnisvolle Kräfte wirken, sagt Anthropologe Boyer. «Wir wollen alles über sie erfahren, um für den Ernstfall gerüstet zu sein.» Manche Menschen mögen etwas hyperaktiv geraten sein, für sie müssen es Geschichten über Ausserirdische sein; für andere reicht am Sonntagabend der «Tatort». Ob sich Dan Brown dieser

Hintergründe bewusst war und auf ihrer Grundlage seine Romane konstruierte, sei dahingestellt. Wie er aber mit dunklen Mächten jongliert, wie jedes Kapitel mit einem neuen Rätsel endet und zum Weiterlesen zwingt, das zeigt: Er versteht es perfekt, den verschwörerischen Affen in uns mit einem Stückchen Zucker nach dem anderen zu beglücken. ○



Sphinx

Der Ägyptologe John A. West glaubt, dass die Erosionsspuren auf der Sphinx durch Wasser entstanden sind und nicht durch Wind und Sand.
Das Merkwürdige daran: Die einzige Zeit, in der es feucht genug dafür war, liegt 10 000 Jahre zurück – das war lange vor der ägyptischen Kultur.
Die Verdächtigen: Die Behörden sollen Analysen verhindern, weil sie nicht wollen, dass Ägyptens Rang als erste Hochkultur in Frage gestellt wird.

Kurt Cobain

Am 8. April 1994 wurde die Leiche des drogen süchtigen Nirvana-Sängers mit einer Schrotflinte auf der Brust gefunden. Auch ein Abschiedsbrief existiert.
Das Merkwürdige daran: Er soll zu viel Heroin im Blut gehabt haben, um sich zu erschiessen. Es fehlen Fingerabdrücke auf der Waffe.
Die Verdächtigen: entweder die Plattenfirma, weil Cobain aussteigen, oder die Rüstungsindustrie, die das Pazifisten-Idol eliminieren wollte.





«Je heftiger er sich verteidigt, desto verdächtiger macht er sich»: Lehrer Rossi.

Vernichtung einer Existenz

Im Sommer 2004 wurde der Primarlehrer Claudio Rossi wegen angeblicher sexueller Übergriffe verhaftet. Fast fünf Jahre später hat ihn die Justiz nun von Schuld und Strafe freigesprochen. Doch der Schaden, den übereifrige Opferhelfer angerichtet haben, ist irreparabel. *Von Alex Baur und Herbert Zimmermann (Bild)*

Am 20. September 2004 um sechs Uhr in der Früh beehrten drei Polizisten in Zivil Einlass in die Wohnung von Kleinklassenlehrer Claudio Rossi im luzernischen Emmen. Die Fahnder kamen gleich zur Sache: «Haben Sie Kinder pornos auf ihrem Computer?» Ohne weitere Worte zu verlieren, untersuchten sie die Wohnung minutiös. Erfolglos versuchte Rossi zu erfahren, was gegen ihn vorlag. Verhängliches oder gar Illegales, das wusste er genau, würde man bei ihm nicht finden. Und dem war auch so.

Trotzdem nahmen die Fahnder den Lehrer mit auf den Posten. Den genauen Grund nannte man ihm auch bei der rudimentären ersten Befragung nicht. Aus den Fragen schloss er, dass es irgendwie um Übergriffe auf Schüler gehen musste. Den Rest des Tages verbrachte der Lehrer in einer Zelle, starrte die weissen Plättli an der Wand an und versuchte sich einen

Reim zu machen. Um 21 Uhr eröffnete man ihm die Untersuchungshaft.

Was konkret gegen ihn vorlag, wusste Claudio Rossi auch eine Woche später noch nicht, als er aus der Haft entlassen wurde. Offenbar hatten Schüler ihn beschuldigt, sie unsittlich betatscht zu haben. Klar war hingegen, dass der Lehrer jetzt keine Stelle mehr hatte und wohl auch keine mehr finden würde. Und dass ihm unter Strafandrohung verboten war, mit seinen (ehemaligen) Schülern oder ihren Eltern Kontakt aufzunehmen. Diese wurden nun von Spezialisten der Opferhilfe betreut.

Saloppes aus der Gerüchteküche

Während seiner Abwesenheit war im Emmener Schulhaus Rüeggisingen die Hölle los gewesen. Tagelang wurde die Schule von Reportern belagert. Die Lehrer hatten sich buchstäblich eingeschlossen, die Schulpflege verhängte eine

Informationssperre. Umso heftiger brodelte es in der Gerüchteküche. Beim Schulleiter und via Medien meldeten sich Leute, die schon immer gewusst haben wollten, dass mit dem Lehrer etwas nicht stimmte. Doch Konkretes wusste niemand. Es war bislang auch nie zu einer Anzeige gekommen.

Elf Schüler aus der Kleinklasse von Claudio Rossi wurden von der Polizei befragt. Was einige von ihnen zu Protokoll gaben, war deftig – bisweilen etwas gar deftig. «Wie wenn er süchtig wäre», so der zwölfjährige Emilio*, habe der Primarlehrer seine Schützlinge permanent an den Geschlechtsteilen betatscht und ihnen pornografische Bilder vorgezeigt. Der Bursche behauptete, Rossi habe alle Mädchen gezwungen, mit Tangas zur Schule zu kommen. Über fünfzig Vorwürfe listete der Lehrer später auf. Und man konnte nur staunen, dass die Affäre nicht schon lange aufgefliegen war. Zumal die

Kinder bereitwillig und bisweilen recht salopp – «Sie können drei Mal raten, was er dann getan hat» – über die ungeheuerlichen Vorfälle berichteten, die sich tagtäglich in aller Öffentlichkeit vor versammelter Klasse zugetragen haben sollen. Immerhin gab es auch Schüler, die nichts bemerkt hatten.

Knapp fünf Jahre später hat das Luzerner Kriminalgericht Claudio Rossi nun von Schuld und Strafe freigesprochen. Alle Vorwürfe haben sich in Luft aufgelöst. Noch ist offen, ob die Staatsanwaltschaft appellieren wird. Doch selbst wenn der Freispruch aufgehoben würde, hätte Rossi wenig zu befürchten. Zur Anklage gelangten lediglich zwei Vorwürfe im Graubereich der Bagatelle. Alles andere ist längst defi-

Belastende Aussagen werden mit Zuneigung belohnt, entlastende mit Desinteresse bestraft.

nitiv vom Tisch. Nur nützt es Rossi nicht mehr viel. Seine Existenz ist vernichtet, nachhaltig und allumfassend. Und man fragt sich augenreißend: Wie konnte es so weit kommen?

Das Unheil nahm seinen Lauf im Sommer 2004, als vier von zwölf Schülern des Claudio Rossi in eine Parallelklasse versetzt wurden. Die Mutter der Zwillinge Anita* und Angela* – eine alleinerziehende Dominikanerin, die seit Jahren vom Frauenhaus betreut wird – wünschte prinzipiell nur noch den Umgang mit weiblichen Lehrkräften. Die Eltern von Antonia*, die sich von ihren Gspänli oft gehänselt fühlte, erhofften sich vom Klassenwechsel eine Luftveränderung. Emilio* schliesslich wurde versetzt, weil in der Parallelklasse Knaben fehlten. Gemeinsam ist allen vier Kindern, dass sie wegen psychischer oder schulischer Probleme einer Kleinklasse zugeteilt wurden. Drei von ihnen haben schon im Frauenhaus gelebt und dort gelernt, dass Männer grundsätzlich gefährlich sind.

«Immer so prutalle dinge gemacht»

Schon nach wenigen Tagen wird die neue Klassenlehrerin auf die sexualisierte Sprache der vier Neulinge aufmerksam. Namentlich Emilio, der Rädelsführer im Grüppchen, erzählt wilde Geschichten über Rossi, den er als «pervers» bezeichnet. Die Lehrerin macht Notizen und lässt die Schüler einen Aufsatz mit dem scheinbar unverfänglichen Titel «Im letzten Schuljahr» schreiben. Die vier Kinder begreifen sofort, was gemeint ist: Alle schreiben über angebliche Übergriffe des Claudio Rossi, ein anderes Thema findet sich in den Texten der Fünftklässler nicht. «Bei den Mädchen hat er immer so prutalle dinge gemacht», schreibt Emilio. «Herr Rossi hat die helfte von den Mädchen angefasst», berichtet Anita. «Wir mussten leiden», ihre Schwester. Einen konkreten Vorfall beschreibt nur Antonia: «Als wir ein Katzen-

spiel machten da hate herr Rossi uns wierklich ganz auf unangenehme art angefasst.»

Knapp drei Wochen nach Schulbeginn, am 13. September 2004, übergibt die Lehrerin ihre Notizen und die Aufsätze dem schockierten Schulleiter. Dieser berät sich sofort mit der Rechtsauskunft und der Kinderschutzabteilung der Kantonspolizei Luzern. Damit aktiviert er ein Netzwerk von Fachleuten, Spezialdiensten und Beratungsstellen, die so schnell nicht mehr zu bremsen sind. Obwohl es von Anfang an Signale gibt, die stutzig machen müssten. Wie kommt es, dass die vermeintlich eingeschüchterten und beschämten Kinder plötzlich so gesprächig sind? Wie ist es möglich, dass die angeblich permanenten Übergriffe so lange verborgen blieben, wo in der Kleinklasse doch neben Rossi noch drei Lehrerinnen wöchentlich unterrichteten, denen die Kinder vertrauten?

Sämtliche Schüler von Claudio Rossi werden von zwei Spezialistinnen der Kantonspolizei Luzern in einem für Kleinkinder hergerichteten Ambiente einlässlich befragt. Wie in den auf Video aufgezeichneten Gesprächen klar wird, verstehen sich die Fachfrauen nicht in erster Linie als Ermittlerinnen, sondern als Anwältinnen der Kinder. Statt die Schüler für voll zu nehmen, sie auf Widersprüche hinzuweisen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen, biedern sich die Polizistinnen bei ihnen durch eine mitleidschwangere Anteilnahme an und bestärken sie in ihrer Opferrolle.

Belastende Aussagen werden mit Zuneigung belohnt, entlastende mit Desinteresse bestraft. Die Frauen machen aus ihrer Abscheu gegen den Lehrer keinen Hehl. «Är hed genau gwüsst, dass er das nid mache darf, gäll», heisst es dann etwa oder: «Weisch ned, wie lang das duured hed? – Für dich isches uf jede Fall vill z’lang gsii, gäll». Die subtile Suggestion verfehlt ihre Wirkung nicht.

Namentlich Emilio verheddert sich in abstruse und widersprüchliche Behauptungen und fabuliert schliesslich von Sanktionen, die der Lehrer gegen Schülerinnen verhängt habe, die nicht mit sexy Tangas zur Schule kamen. Zur Strafe hätten die Mädchen seitenweise den Satz schreiben müssen: «Ich lege heute Nachmittag Tangas an.» Statt den Buben wieder auf den Boden der Realität herunterzuholen, ihn etwa mit der Frage zu konfrontieren, wie der Lehrer den angeblichen Dresscode denn überprüft habe, nickt die Polizistin stumm.

Die Fahnderin hat dem Burschen damit keinen Gefallen getan. Nachdem er andere Kinder (erfolglos) dazu gedrängt hatte, seine Lügengeschichten zu bestätigen, wurde Emilio in der Zwischenzeit zu einer Jugendstrafe verurteilt. Der Bursche hatte unter anderem auch behauptet, Claudio Rossi habe auf einem Computer im Schulzimmer Sexbilder heruntergeladen und den Mädchen gezeigt. Doch das besagte Gerät, auf dem sich nichts Unge-

höriges finden liess, war nie ans Internet angeschlossen.

Nach diesem Muster löste sich eine Anschuldigung nach der andern in Luft auf. Spätestens bei den untersuchungsrichterlichen Zweitbefragungen entpuppten sich vermeintliche Tatsachen als Vermutungen, angebliche Erlebnisse als Wahrnehmungen gemäss Hörensagen. Immerhin zeigte sich nun auch, dass die Kinder erstaunlich differenzierte und selbstkritische Aussagen machten, wenn man sie ernst nahm. Nicht etwa wegen Mangels an Beweisen schrumpfte die Anklage gegen Claudio Rossi auf einen kläglichen Restposten – die Kinder revidierten und relativierten ihre Aussagen aus eigenen Stücken, als der Rausch verebbt war.

Kollektiver Hype

Im Rückblick sind die wilden Anschuldigungen gegen Claudio Rossi nur mehr als kollektiver Hype erklärbar. Ausgangspunkt waren die vier in die Parallelklasse versetzten Schüler. Als sie merkten, wie viel Aufmerksamkeit und Zuneigung mit den Geschichten um Rossi zu erhaschen war, übertrafen sie sich gegenseitig mit neuen Versionen. Spätestens als der Lehrer verhaftet und das Schulhaus Rüeggisingen in die Schlagzeilen geraten war, gab es kein Zurück mehr. Einzelne Lehrer mahnten zwar zur Besinnung – doch sie mussten sich in Acht nehmen, nicht selber unter den fatalen Verdacht zu geraten. Im Hintergrund machte eine Frauenrechtlerin Druck, die der Mutter der Zwillinge zur Seite stand.

Im Sommer 2004 hatte eine ganze Reihe von sexuellen Übergriffen auf Jugendliche einen Nährboden geschaffen, auf dem die Gerüchte um Claudio Rossi ins Kraut schossen. Seit Wochen berichteten die Medien über die Operation «Falcon» gegen Internet-Pornografie, die landesweit zu 400 Verhaftungen geführt hatte. Zu den Betroffenen gehörte auch ein Lehrer aus Emmen, mit dem Rossi nichts zu tun hat-

Die Kinder revidierten ihre Aussagen aus eigenen Stücken, als der Rausch verebbt war.

te. Just in jener Zeit war sodann der Fall eines einschlägig vorbestraften Bauern im luzernischen Knutwil aufgefliegen, der sich an zahlreichen Ferienkindern vergriffen hatte. Das Thema «Übergriffe» war den Schülern geläufig – Rossi selber hatte es in der Schulstunde thematisiert.

Claudio Rossi, damals 38, unverheiratet und kinderlos, Mitglied einer evangelischen Freikirche, war ein ideales Verdachts-Opfer. Schon als Kind sei er ein Einzelgänger gewesen, erinnert sich einer seiner ehemaligen Lehrer. Der schmächttige, in seiner Hartnäckigkeit bisweilen aufsässig wirkende Mann ist nicht eben das, was man sich unter einem Sympathieträ-

ger vorstellt. Bei den meisten Schülern, denen er viel Zeit und Zuwendung widmete, war er indes sehr beliebt. Doch gerade das erschien dem Staatsanwalt besonders verdächtig. Rossi selber führt den Umstand, dass er bis heute auf die «richtige» Lebenspartnerin wartet, auf eine schwere Herzkrankheit zurück, die ihn seit der Geburt behindert. Wenn für andere das Leben nach Feierabend erst richtig beginnt, ist er geschafft, geht früh zu Bett.

Umstrittene Vorwürfe

Im Frühling 2005 ist klar, dass an den Anschuldigungen gegen Claudio Rossi nicht viel dran ist. Doch die Mühlen der strafenden Justiz lassen sich nicht einfach stoppen, wenn sie einmal in Gang gesetzt sind. Dass aufgeblasene und verfahrenere Fälle am längsten liegenbleiben, ist nichts Neues. Wie Giftbehälter, die man ohne Not nicht öffnet, schieben die Justizverwalter die toxischen Dossiers in ihren Amtsstuben herum.

Im Juli 2005 verfügt die Untersuchungsrichterin eine psychiatrische Begutachtung des Lehrers. In seiner Expertise vom Februar 2006 gibt der renommierte Gerichtspsychiater Andreas Frei zu bedenken, es sei «heikel», bestrittene Sexualstraftaten zu qualifizieren, würde damit doch das Urteil des Gerichtes vorweggenommen. Doch statt die Übung abzubauen, tut der Experte genau das, wovon er warnt, und kommt dabei zu einem für den Angeschuldigten verheerenden Befund: Das Bestreiten jeder Schuld sei geradewegs typisch für eine verdrängte pädophile Neigung, die einer Therapie bedürfe. Der Zirkelschluss des Sachverständigen bringt den Lehrer in eine unmögliche Lage: Je heftiger er sich verteidigt, desto verdächtiger macht er sich.

Die Belastung des Verfahrens ist derweil nicht spurlos an Rossi vorbeigegangen. Im April 2006 setzt sein Herz aus. Nach einer schweren Opera-

tion, die er nur knapp überlebt, liegt er tagelang im künstlichen Koma. In der Folge verliert er teilweise sein Gehör und ist seither invalid und auf medizinische Unterstützung angewiesen. Der Ausgang des Verfahrens wird daran nichts mehr ändern. Jetzt geht es nur noch um eine angemessene Entschädigung für eine vernichtete Existenz – und um einen letzten Rest symbolischer Gerechtigkeit.

Im April 2007 überweist die Untersuchungsrichterin das, was von den ursprünglichen Anschuldigungen übriggeblieben ist, an die Staatsanwaltschaft. Diese braucht wiederum über ein Jahr, um im August 2008 daraus eine 35 Seiten dicke Anklageschrift zu formulieren, die exakt zwei Vorwürfe enthält. Erstens habe Rossi im Verlauf eines Spiels seinen Kopf auf den Oberschenkel einer Schülerin gelegt. Zweitens habe er ein Mädchen zwischen die Beine gefasst und in die Höhe gehoben. Diese beiden angeblichen Übergriffe sollten mit einer Geld-

Wie Giftbehälter werden die toxischen Dossiers in den Amtsstuben herumgeschoben.

strafe von fünfzig Tagessätzen à hundert Franken bedingt sanktioniert werden.

Bei beiden Vorwürfen, die sachlich nur in Nuancen umstritten sind, geht es um die Frage der Auslegung. Der erste Punkt betrifft das sogenannte Katzenspiel, das in den 1990er Jahren in der Lehrerausbildung propagiert wurde. Lehrer und Schüler sollten einander am Anfang des Schuljahres nähergebracht werden. Alle setzen sich im Kreis, einer wird zur Katze gewählt, welche die andern auf allen vieren umkreist und versuchen muss, jemanden zum Lachen zu bringen. Im Zuge dieses Spiels berührte Rossi mit dem Kopf den Oberschenkel – oder das Knie, wie er selber versichert –

einer Schülerin. Die Staatsanwaltschaft betrachtet dies als ungehörige Annäherung. Bei Punkt zwei geht es um eine zierliche Schülerin, die Rossi in die Höhe hob. Gemäss seinen Aussagen hatte er sie am Gurt gepackt, das Kind empfand den «Hosenlupf» als Griff zwischen die Beine. Wie auch immer sich die beiden Vorfälle im Detail zugetragen haben, der Lehrer bestreitet ein sexuelles Motiv.

Die Anklage birgt eine ganze Reihe von Tücken. Decken sich die Aussagen der Kinder, schliesst man auf eine besondere Glaubwürdigkeit; widersprechen sie sich, beweist dies bloss, dass es keine Absprachen gab. Mal wirft man dem Angeklagten vor, er habe «keinen Aufwand gescheut», um die Anschuldigungen zu widerlegen, was als Mangel an «kritischer Selbstreflexion» ausgelegt wird. Doch dort, wo er keine Entgegnung vorbringt, wird dies sofort gegen ihn verwendet. Weil der Angeklagte in einem Fall «nichts Konkretes gegen die Aussagen des Mädchens vorträgt», schliesst der Staatsanwalt kühn, dass sich «gegen die Belastung keine ernsthaften Einwendungen finden». Im Klartext: Es liegt am Angeschuldigten, seine Unschuld zu belegen.

Am 25. März 2009 hat das Luzerner Kriminalgericht Primarlehrer Claudio Rossi von Schuld und Strafe freigesprochen. Über das Urteil, dessen Begründung noch aussteht, wurde bislang nirgends berichtet. Auch in der Schule Rüeggisingen hat man erst über die *Weltwoche* vom Freispruch erfahren. Die Schulleitung hatte nach der Verhaftung den Kontakt zum Kollegen Claudio Rossi abgebrochen. Auf Anraten des Rechtsdienstes. Ein falsches Wort könnte Folgen im Hinblick auf allfällige Schadenersatzforderungen haben. Die Schule ist heute eine brandgefährliche Zone.

* Alle Namen der Kinder geändert



www.volkswagen.ch

Würde man zweitklassige Sommerreifen nur immer so schnell erkennen.

Besser: Sie vertrauen der kompetenten Beratung und dem umfassenden Dienstleistungsangebot Ihres autorisierten VW Servicepartners. Denn er verwendet ausschliesslich Volkswagen Original Teile® und Volkswagen Original Zubehör®.

Besser gleich zum Volkswagen Servicepartner.
Damit Ihr Volkswagen ein Volkswagen bleibt.



Säbeln, schubsen, fluchen

Der Schiedsrichterverband klagt über zunehmende Gewalt in den unteren Fussballligen. Ein Matchbericht aus der 3. Liga. Von *Andreas Kunz*

Alljährlich erstellt der Schweizer Fussballverband eine Fairness-Rangliste. Regelmässiger Inhaber der roten Laterne (Platz 993) ist der 3.-Liga-Verein SCI Esperia Napoli Berna. An diesem Sonntag treffen die Südtaliener auf die Kroaten vom SV Slavonija (aktuell auf Platz 971). Werden sich die beiden Mannschaften benehmen? Oder stimmen die Klagen der Schiedsrichter, dass es in den unteren Fussballligen vermehrt zu wüsten Ausschreitungen kommt?

Anpfiff! Esperia muss auf drei gesperrte Spieler verzichten, stürmt aber munter drauflos. In der dritten Minute steht Schiedsrichter Hans Peter Zbinden zum ersten Mal im Mittelpunkt. Esperia-Verteidiger Mehmeti säbelt Markovic von hinten in die Beine. Die beiden Spieler geraten aneinander. Energisch wirft sich Zbinden dazwischen. «Isch kei Foul gsi!», ruft Mehmeti. Zbinden hebt den Zeigefinger, belässt es aber bei einer Ermahnung.

Die erste gelbe Karte kassiert in der 10. Minute Mario Juricic von Slavonija. Nach einem eleganten Absatztrick von Mehmeti hat Juricic keine andere Wahl, als ihn von hinten umzureissen. Das Spiel ist lanciert, Trainer und Zuschauer feuern an: «Dai! Dai!», «Ruhig! Ruhig!», «Porco Dio!». In der 14. Minute scheidet Esperia-Stürmer Krasniqi dreimal nacheinander an den Paraden von Slavonija-Torhüter Paradzik. Beim vierten Versuch tritt Krasniqi Paradzik wuchtig auf die Hände, der Torhüter schreit und wälzt sich am Boden. Die Zuschauer intervenieren: «He! Schiri! Was isch das?» Paradziks Vorderleute eilen zu Hilfe. Libero Martinovic schubst Krasniqi zur Seite, Krasniqi rächt sich und packt Martinovic an der Gurgel. Mittendrin steht der hellgelb leuchtende Schiedsrichter Zbinden. Seelenruhig zielt er die beiden Streithähne zur Aussenlinie und zeigt Krasniqi die gelbe Karte.

Auf der Esperia-Trainerbank ist die Aufregung nun gross, die ersten Ersatzspieler zünden sich eine Zigarette an. In der 20. Minute folgt die dritte gelbe Karte, diesmal wieder gegen Slavonija. Der schnelle Krasniqi konnte nur mit einem Griff ans Leibchen gestoppt



«Musse spielen, musse rennen, musse vorwärts!»: SCI Esperia Napoli Berna gegen SV Slavonija.

werden. Kurz darauf erzielt Esperia-Kapitän Riccardo Pileggi mit einem herrlichen Freistoss das 1:0. Slavonija ist jetzt gefordert, die Spieler schreien sich an, tätscheln sich auf den Hintern, und tatsächlich schießt Pavo Bajic fünf Minuten später nach einem sehenswerten Dribbling per *Spitzgugel* den Ausgleich.

Eine halbe Stunde ist vorbei, es zeigen sich die ersten konditionellen Defizite. Erschöpft lassen die Spieler ungenaue Pässe vorbeierollen, fassen sich an ihre Oberschenkel und warten auf die Pause. Schiedsrichter Zbinden lässt vieles laufen. Einmal noch fordert er Esperia-Verteidiger Di Marco auf, sich für ein gestrecktes Bein, mit dem er seinen Gegenspieler frühzeitig in die Pause verabschiedet, zu entschuldigen. Dann endlich ist Halbzeit, die Spieler fallen zu Boden, im Klublokal («div. Pizzas Fr. 10.–») wird eifrig diskutiert. Das Rezept für die zweite Halbzeit: «Weiterkämpfen, Tore schiessen!»

«Jetzt isch denn aber guet!»

Mit neuen Kräften rennen die Spieler an, beide Mannschaften geben alles. Esperia vergibt im Minutentakt beste Chancen. Krasniqi verdribbelt sich zum wiederholten Mal, was ihm eine kleine Aufmunterung von der Trainerbank einbringt («Vaffanculo!»). Die Fouls häufen sich, ständig liegen Spieler jammernd am Boden, Zbinden eilt herbei und tadelt die Übeltäter mit schulmeisterlichem Blick und Zeigefinger. In der 65. Minute lässt Paradzik einen satten Weitschuss abprallen, Esperia-Stürmer Tuan Tran ist zur Stelle, schiebt den Ball zum 2:1 ins Tor, bleibt aber mit offenbar schrecklichen Beinkrämpfen minutenlang liegen.

Esperia sucht jetzt die Entscheidung. Slavonija stemmt sich dagegen, angetrieben von ihrem starken 37-jährigen Libero Martinovic.

Die vierte gelbe Karte des Spiels sieht Juranovic für ein böses Foul, ein gestrecktes Bein in den Knöchel des Gegners. Juranovic zeigt sich reuig, wird von seinen Teamkollegen aber bald aufgemuntert, denn mit seinem Einsatz konnte er eine klare Esperia-Torchance in letzter Sekunde verhindern. Praktisch im Gegenzug schießt Slavonija den Ausgleich. Mario Thoma trifft nach einem Eckball per Kopf mit einem unhaltbaren Aufsetzer.

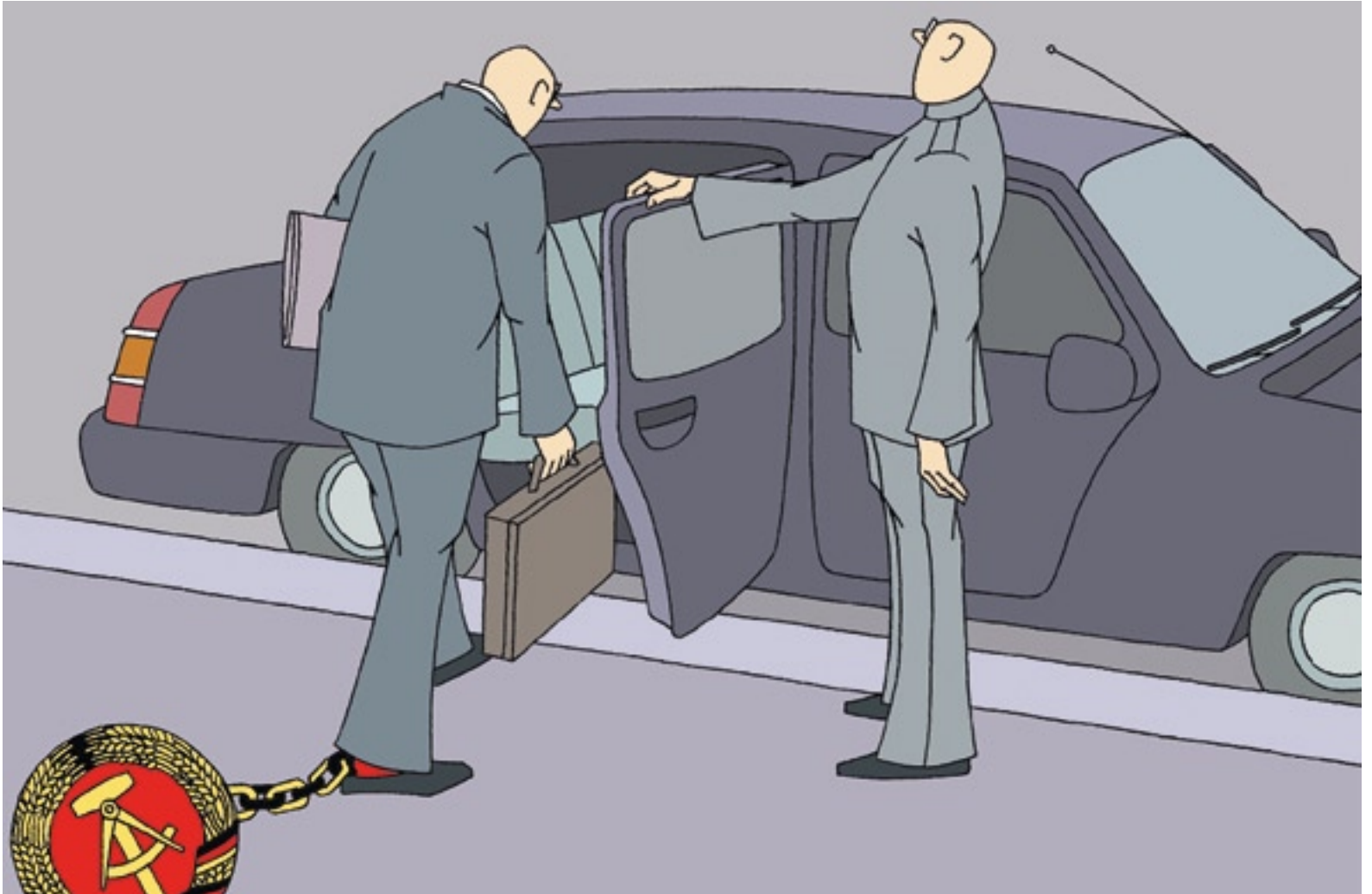
Jetzt mobilisieren die Mannschaften die letzten Kräfte. Die Zweikämpfe werden dramatischer, die Anweisungen der Trainer lauter («Musse spielen, musse rennen, musse vorwärts!»). Der Spielfluss leidet unter den vielen Unterbrüchen wegen Fouls und Beinkrämpfen. Esperia-Stürmer Jackson da Costa taucht vor dem leeren Tor auf, schießt aber ins Aussenetz. Nach einem Foul an Branimir Rados kommt es erneut zu Tumulten. Rados reklamiert, Zbinden beschwichtigt: «Jetzt isch denn aber guet!», Rados flucht weiter, Zbinden zeigt Gelb.

In der 87. Minute taucht Krasniqi erneut alleine vor Paradzik auf. Er verdrribbelt sich aber schon wieder und schießt dem aufgerückten Slavonija-Verteidiger Bajic den Ball mit voller Wucht ins Gesicht. Bajic bleibt benommen liegen, blutend und mit einem wackelnden Zahn, den er nach dem Spiel der Suva-Hilfskasse melden muss. Esperia, verzweifelt um die drei Punkte kämpfend, fordert einen Elfmeter wegen Handspiels, Trainer und Zuschauer schreien nochmals «He! Schiri! Was isch?» – vergeblich. Schiedsrichter Zbinden bleibt cool, nimmt seine Pfeife und beendet das Spiel.

In der Kabine erklärt Zbinden seine herausragende Leistung: «Ich weiss, wie man mit Menschen umgehen muss. Beruflich bin ich Zugführer bei der SBB.» ○

Deutsche Verzeih-Melodie

Die Deutschen feiern 60 Jahre Bundesrepublik und 20 Jahre Mauerfall. In den Jubelgesängen geht die Erinnerung an die Diktatur in Ostdeutschland verloren. Die guten Werte der alten BRD wurden durch die Wiedervereinigung korrumpiert. *Von Maxim Biller und Miroslav Barták (Illustrationen)*



Die Ostdeutschen waren schon immer der Meinung, dass alle Politiker Gangster sind und bleiben.

Nie werden wir wissen, wie das Deutschland der Westdeutschen ohne das grosse, kalte Jahr 1989 geworden wäre. Wir wissen aber, wie es ist. Es ist, von damals aus betrachtet, ein Land, in dem es die seltsamsten Dinge gibt. Zum Beispiel den respektierten Fussballspieler Michael Ballack, früher FC Karl-Marx-Stadt, heute FC Chelsea, der die «gute Schulbildung» lobt, die er in der preussisch strengen DDR-Fussballschule gehabt habe, und der sagt: «Ich hatte eine glückliche Kindheit.» Es gibt die erfolgreichen Volksbühne-Inszenierungen von Frank Castorf, deren sinnfreier Kassiberstil aus der Zeit stammt, als Castorf DDR-Regisseur in Anklam war und nur dann Theater machen konnte, wenn der Zensor, und mit ihm das Publikum, nichts verstand. Und es gibt eine ewig zögernde, ängstliche, immer nur auf die Schwächen ihrer Feinde und Freunde lauende Kanzlerin, die in den alten DDR-Angsttagen FDJ-Sekretärin für Propagan-

da und Agitation war und heute sagt: «Es ist eine Illusion, zu glauben, dass die Bevölkerung sich eine moralisch erhabene politische Klasse wünscht, die völlig anders als sie selbst ist.»

Wenn Merkel damit recht hat, dann hat sich bei uns seit dem grossen, kalten Jahr 1989 etwas geändert. Früher, als «wir» und «sie» noch in getrennten Staaten lebten, erwarteten

Mitläufertum und Vergesslichkeit stecken an, gerade in Deutschland, gerade im neuen Deutschland.

wir Westdeutschen sehr viel von den Politikern – und wann immer wir von deren Lügen, Macht-sucht und Durchschnittlichkeit enttäuscht wurden, versuchten wir, unsere Wut auf sie in langwierigen Politikverdrossenheitsdebatten wegzudiskutieren. «Sie», die Ostdeutschen,

waren aber schon immer der Meinung, dass alle Politiker Gangster sind und bleiben, und da sie seit 1933 nur von Leuten wie Hitler, Dönitz, Ulbricht und Honecker regiert wurden, kann man das fast verstehen. Was man nicht verstehen kann, ist die tatsächlich ziemlich gangstermässige Lässigkeit, mit der unsere Politiker seit 1989 dafür gesorgt haben, dass der Osten Osten bleiben und unsere einst so liber-täre, offene, unnationalistische Gesellschaft mit seiner Osthaftigkeit vergiften durfte.

Das neueste deutsche Malheur fing damit an, dass die Revolution von 1989 keine war. Die Gegner des Westens und der Demokratie, die SED-Ober-, Mittel- und Unterchefs, die Staats-sicherheits-Berijas und ihre willigen Helfer landeten, bis auf lächerlich wenige Ausnahmen, nicht vor Richtern und in Gefängnissen. Stattdessen sassen sie mit Schäubles grauen Aktentaschenmännern, den wahren Gestaltern

der deutschen Einigung, an runden Tischen, und einer von ihnen, der unsaubere Herr Modrow, blieb bis 1990 Ministerpräsident der DDR. Ein anderer wurde Landesvater von Brandenburg und später einer von Schröders Ministern. So kamen das Gift, die Lüge, die Heuchelei und die Linkspartei in die deutsche Politik, und wer sagt, man muss die Sache pragmatisch sehen, ist nicht pragmatisch genug.

Es müssen natürlich nicht immer nur die Postbolschewiken sein. Helmut Kohl, der Secondhand-Bismarck, hatte nichts dagegen, dass die Mitglieder der SED-gesteuerten Ost-CDU die West-CDU verstärkten und ihm die schnelle Macht im Osten sicherten. Darum wiederholte er jahrelang, ohne auf die stilbildenden Folgen seiner Sätze zu achten, er wäre, wäre er in der DDR aufgewachsen, genauso ein Mitläufer und Mitmacher geworden. Und genau deshalb wollte er alle, wirklich alle Stasi-Akten vernichten lassen, was nur nicht gelang, weil ein paar lang- und grauhaarige Ex-Dissidenten im richtigen CNN-Moment die Stasi-Zentrale besetzten, und sie zu verjagen, wäre schon sehr SED gewesen. Und noch 1994 beurete er, vom allgemeinen Amnesie- und Amnestie-Rausch ergriffen, dass den alten NVA-Soldaten ihre Dienstgrade aberkannt wurden.

«Nichts sagen, Mund halten»

Kohls Mitläufer- und Verzeih-Melodie verfolgt mich seit fast zwanzig Jahren – und die Frage, was sie mit Leuten macht, die sie hören. Sie singen sie mit. Als Rudolf Scharping, der Secondhand-Kohl, 1994 versuchte, Bundeskanzler zu werden, sagte er, er wisse nicht, wie er sich in der DDR verhalten hätte, kurzum, er wäre wohl auch ein schweigender, duldender, privatisierender Hasenfuss geworden. Egon Bahr – der liebe Ostverträge-Bahr – verlangte einen dicken schwarzen Schlussstrich, «wie in Spanien nach der Franco-Diktatur», und den haben er und das neue Deutschland spätestens 2006 bekommen, als mit jedem Sieg der deutschen Mannschaft während der Fussball-WM die Erinnerung an jeden SED-Gesetzesbruch und jede Stasi-Daumenschraube vom Tsunami eines nationalen Orgasmus weggeschwemmt wurde.

Das alles machte der stalinhaft klammheimlichen Kohl-Killerin Merkel Mut, und sie erklärte immer öfter und schamloser: «Ich war keine Heldin. Ich habe mich angepasst.» In einer Rezension von Jana Hensels Buch «Zonenkinder», der traurigen Geschichte der lustigen Ostdeutschen im neuesten Deutschland, ging Merkel noch weiter. Sie machte aus ihrer Vergangenheit ihre und unsere Gegenwart. Sie schrieb, die stilbildenden Folgen dieses Satzes genau einkalkulierend, sie «halte die Regeln, die sich die Zonenkinder auferlegten, für absolut praktikabel: Nichts sagen, Mund halten, alles andere führt zu Chaos.» Eine solche Extrem-Untertanin darf jetzt also das Drehbuch von sechzig Millionen westdeutschen Leben umschreiben.

Mitläufertum und Vergesslichkeit stecken an, gerade in Deutschland, gerade im neuen Deutschland. Damit meine ich nicht nur, dass es nie eine ostdeutsche Vergangenheitsbewältigungsdebatte gab, in ihrer Radikalität vergleichbar mit der Aufräumaktion, die die West-68er unter ihren Nazi-Eltern veranstalteten –, aber auch. Scham, Hass, Wut auf das gute alte Untertanenspiel? Nein, eher das Gegenteil. Plötzlich singen sie alle Kohls Lied, Ost- und Westdeutsche, immer lauter und immer fröhlicher, und sie sind dabei so stolz wie polnische Solidarnosc-Veteranen und israelische Hagana-Kämpfer.

Florian Henckel von Donnersmarck, der Regisseur von «Das Leben der Anderen», bewundert den Idealismus der Stasi-Profis und kann sich «gut vorstellen», dass er ebenfalls einer geworden wäre. Auch Bernd Runge, länger als zehn Jahre der Gordon Gekko von Condé Nast Deutschland und vorher ostdeutscher Karrierejournalist, lobt die Vertreter der Staatssicherheit, die ihn als Mitarbeiter anwarben, als «gereifte, kluge Männer» und meint, er könne sich nach wie vor «im Spiegel ohne grosse Gewissensbisse anschauen» – wahrscheinlich deshalb, weil von den seit 1989 lediglich 234 Stasi-Angeklagten nur ein einziger in den Knast musste. Und Uwe Tellkamp, alles andere als ein Stasi-Sympathisant, dessen viel zu langer Roman «Der Turm» davon handelt, wie die Überreste des wilhelminischen Bildungsbürgertums in der DDR so taten, als gebe es Goethe, Stützkorsette für Männer und den Kaiser noch, wofür es natürlich sofort den Deutschen Buchpreis gab – Tellkamp summt zuerst in einem Interview mit einer Westzeitung Kohls und Runges Melodie mit: «Wer weiss, wie wir gewesen wären ...» Und als er dann von einer Ostzeitung gefragt wird, wie viel Opportunismus er seinem Sohn empfehlen werde, flüstert er den sowjetzonalen Refrain: «Druck ist manchmal nötig, und das Setzen von Grenzen auch.»

Warum, Mama, erinnert mich das alles immerzu an das Gerede und Geraune der Halb-, Ganz- und Fast-Nazis eine Stunde nach der Stunde null? Warum, Papa, sind wir nicht 1968 nach dem Einmarsch der Russen in Prag nach Amerika emigriert? – Weil die Bonner Republik damals das so ziemlich coolste, freieste Land der Welt war, Sohn.

Was ist in Ur-Deutschland genauso ansteckend wie Opportunismus? Übersteigerter, komplexbeladener, unrepublikanischer Nationalismus, genau. Zur Erinnerung: Bei den Leipziger Montagsdemonstrationen im Herbst 1989 skandierten die Demonstranten monatelang: «Wir sind das Volk!» Damit wollten sie sagen, dass sie und nicht mehr die SED-Bosse bestimmen sollten, wie das Leben zu sein habe. Kaum waren die SED-Bosse von diesem Satz überzeugt, so überzeugt, dass sie nach Jahrzehnten das Gefängnis DDR aufsperrten, brüllten die Leipziger: «Wir sind ein Volk!» Und was wollten sie damit sagen? Dass sie «un-

ser» Geld, «unsere» Freiheit, «unsere» Bücher wollten – aber sie wollten sie zu «ihren» chauvinistischen Bedingungen, Stichwort: fünfzig Jahre Hitler-Nationalismus und Honecker-Preussentum. Sie haben alles gekriegt, alles, was sie wollten, weil unsere Bosse ihnen das aus machiavellistischer Berechnung zugestanden und wir sie bei diesem durchsichtigen Wähler-



Warum nicht gleich Speers Germania-Kuppel?

stimmen-Monopoly nicht aufhielten. Und ein Deutschland, das im Zentrum seiner neuen Hauptstadt das Hohenzollern-Horrorschloss originalgetreu nachbauen wird, die steingewordene Peitsche, mit der deutsche Aristokraten und Offiziere einst ihre Pferde und Untertanen auspeitschten. Warum nicht gleich Albert Speers Germania-Kuppel mit einer überlebensgrossen Statue von Rosa Luxemburg davor?

Vom Ossi-Vampir gebissen

Das vierte Reich ist es natürlich nicht geworden. Aber es ist ein Land, in dem ein SPD-Vorsitzender Banker mit Heuschrecken gleichsetzt, wie einst die NS-Propaganda Juden mit Ratten, ohne dass er geteert und gefedert wird. Intellektuelle, Halbintellektuelle und Wir-sind-ein-Volk-Normalos erklären Gaza zum neuen Auschwitz, und kein Staatsanwalt jagt sie wegen Volksverhetzung. Der ehemalige Sozialdemokrat Grass macht aus seiner ewig verschwiegenen Waffen-SS-Mitgliedschaft eine merkelhafte Ich-musste-mitmachen-Opfernummer, der ewige Antisemit Thomas Mann ist der neue Goethe, vergessen sind die tollen, klugen, idealistischen Geschwister Scholl. Die neuen deutschen Helden sind jetzt die Aristokraten-Nazis vom 20. Juli, denen Hitler nicht rechts genug war. Dass die Berliner Nomenklatura gleichzeitig mit dummer, leerer Agitprop



Langsames Verschwinden des Individuums aus dem gesellschaftlichen Diskurs.

Geschichtskult betreibt, macht die Sache nicht besser, sondern schlechter: Die Jungen hören bei diesem SED-mässig ritualisierten Holocaust-Rap schon lange nicht mehr zu. Sie haben eigene Lieder. In denen kommen oft Deutsche sehr gut

und Türken und Juden sehr schlecht weg.

Nein, man kann nicht alles, was heute an Deutschland nervt, auf den lähmenden Einfluss der xenophoben, deutschnationalen, provinziellen, für immer bolschewisierten Duckmäuser-

Ossis zurückführen. Aber vieles, sehr vieles. Dass inzwischen bei uns wieder der Kapitalismus nicht das kluge Gesicht von Karl Schiller trägt, sondern die Fratze des Yankees mit der grossen jüdischen Nase, ist auf die Propaganda einer einzigen Partei zurückzuführen, die sich Die Linke nennt. Davor hiess sie übrigens PDS, davor SED, davor KPD, und die wollte die echten Lenin-Bolschewiken in Deutschland an die Macht bringen. Der aktuelle Chef-Linke Lafontaine war übrigens in nicht ganz wiedervereinigten Zeiten SPD-Kanzlerkandidat und kämpfte bis zur Erschöpfung gegen die Wiedervereinigung und die damit verbundene wirtschaftliche und moralische Ossifizierung Westdeutschlands. Heute findet er, dass die anderen Parteien «Menschenrechtsfragen wichtigtuerisch instrumentalisieren», und «im Zentrum der Sozialismusdebatte» stehen für ihn «Machtkontrolle und Steigerung der Produktivität». So redet nur einer, der kein Gehirn mehr zum Denken hat. Oder der vom Ossi-Vampir gebissen wurde.

Wer wurde noch von ihm gebissen? Die so ahnungslosen wie reichen Kunstsammler, die Hunderttausende von Euro für den sozialistischen Realismus der Neuen Leipziger Schule ausgeben, deren humorlose deutsche Kälte Oskar Kokoschkas Hand für immer gefrieren liesse. Gebissen wurden die eleganten Alleswiser von Berlin-Mitte, die sich in ihren kühl renovierten Wohnungen an der Karl-Marx-Al-

MARLBORO [GOLD]

Gleicher Geschmack.
Neues Design.

www.marlborgold.ch



Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage. Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

lee der menschenverkleinernden Ästhetik des Architekturstalinismus hingeben.

«In Ost und West gibt es eine neue Mentalität bis weit in die Mittelschicht hinein, dass man staatliche Leistungen mitnimmt, wo man sie kriegen kann.» Das sagt Ex-Kanzler Gerhard Schröder, und er weiss, dass es früher bei «uns» nicht so war. Ist das Allesnehmen und Ständigjammern aber schon der übelste Aspekt der Ossifizierung? Unappetitlicher und folgenreicher ist das langsame, alles vergiftende Verschwinden des Ich, des Individuums und seiner Schönheit aus dem gesellschaftlichen Diskurs.

Alles für das Kollektiv

Der Einzelne, der in Deutschland nie besonders viel zählte, aber in der coolen BRD noch am meisten, was die zu jenem einmaligen deutschen Staat in der langen Geschichte der deutschen Staaten machte, zählt fast nichts mehr. Gutgehen soll es nur noch der Gemeinschaft, die in der DDR Kollektiv hiess, diesem grauen, amorphen Konstrukt, das von der Obrigkeit besonders einfach gesteuert werden kann. Wer er selbst ist und bleiben will, wer in einer Partei, einem Verlag, einer Bank eine eigene Idee entwickeln und verfolgen will, wer nicht jeden Tag mit den Kollegen zum Mittagessen geht, wer in seinen Leitartikeln grundsätzlich die Welt der anderen in Frage stellt, wer nicht für das Sparen von Energie, für Urlaub in Thailand

und für die deutsche Fussball-, Handball- und Eishockeymannschaft ist, gehört nicht dazu, der steht ausserhalb, der wird nicht angehört, der bekommt Depressionen oder Fernweh. Und wer mir das nicht glaubt, soll einfach mal wieder aufmerksamer ins Zeugnis seines Kindes schauen. Dort steht in der Rubrik «Betragen», was dort lange nicht mehr stand: ob das Kind gut oder schlecht in der Gemeinschaft funktioniert, ob es sich anständig anpasst, ob sein Verhalten gut für den Rest der Truppe ist, und nicht, ob es klug oder witzig oder eine Nervensäge oder was auch immer ist. «Du glaubst wohl, du bist was Besseres!» Dieses protestantische, preussische, sozialistische Unterdrückungsmotto ist das neue alte Leitmotiv der Pädagogen geworden. Wo kommt es her? Wieso haben «wir» Westdeutschen es vor 89 nie gehört? Und was für Erwachsene werden aus Kindern gemacht, die sich das ständig anhören müssen? Solche, denen man sagen kann, was sie tun sollen – und sie tun es.

Als im Mai 1991 Jürgen Habermas in einem grossen, klugen, traurigen *Zeit*-Essay den sechzig Millionen Westdeutschen zu erklären versuchte, warum sie wissen sollten, was mit ihnen passieren wird, wenn sie sich auf siebzehn Millionen Ostdeutsche und deren Ideen, Taten, Erinnerungen, Lebenstechniken einlassen, als er sie vor all dem warnte, was ich gerade zu beschreiben versuchte, wurde er ausgelacht und

beschimpft. Inzwischen wird ein aufgeklärter Republikaner wie Habermas nicht einmal mehr gehasst, er ist so vergessen wie alle Jahrgänge des «Kursbuchs», und die, deren Ikone er lange war, beten jetzt George, Heidegger, Jünger oder schon wieder Marx an.

Im Mai 1991 schrieb der verschwundene, wie von einer nationalbolschewistischen Todeschwadron entführte Habermas: «Die politische Kultur besteht aus einem verletzbaaren Geflecht von Mentalitäten und Überzeugungen, die nicht durch administrative Massnahmen erzeugt oder auch nur gesteuert werden können.» Und: «Das Selbstverständnis, das politische Selbstbewusstsein einer Nation von Staatsbürgern bildet sich nur im Medium öffentlicher Kommunikation.» Er hatte recht.

Zeit, die Kommunikation wieder so zu bestimmen, dass aus den verrosteten Wessis die vernünftigen, unnationalistischen Leute werden, die sie mal waren. Und wenn «wir» dann wieder okay sind, machen wir «sie», die Osis, bestimmt auch zu besseren Menschen. Denn sie selbst schaffen es aus eigener Kraft nicht. Oder kann sich hier wirklich jemand ein ostdeutsches 68 vorstellen?

Maxim Biller, geboren 1960 in Prag, emigrierte mit seiner Familie 1970 nach Westdeutschland. Er ist Autor einer Vielzahl von Büchern und Essays. **60 Jahre BRD: Weltwoche**-Podium mit Egon Bahr und Roger Köppel. 6. Mai 2009, Kaufleuten Festsaal, Zürich

		Für viel Spezielles.			
		Für die beliebtesten Markenartikel.		Für täglich Frisches.	
		Für alles an einem Ort.			



Für mich und dich.

Lukratives Stöckeln

Wenn Stars und Topmodels für berühmte Schmuck- und Mode-Labels über den roten Teppich schreiten, ist der Werbeeffect nahezu unbezahlbar. Eine Stippvisite bei Claudia Schiffer in Paris, wenige Tage vor dem Filmfestival in Cannes. *Von Carmen Gasser*



Epizentrum des Luxus: Model-Ikone Schiffer.

Paris. Es ist Anfang April, und die Hauptstadt der Haute Couture hängt im Nieselregen. Dennoch sind sie alle gekommen, das Who's who der Moderedaktorinnen von *Vogue* bis *Elle*, von Russland über Mexiko bis China. Der Grund für den Grossauflauf: Im Mai findet der nächste grosse *red carpet event* statt, die Filmfestspiele von Cannes. Und hier in Paris, auf Einladung der Schweizer Luxusmarke Chopard, darf sich Claudia Schiffer jenen Schmuck aussuchen, den sie in Cannes, vor dem Blitzlichtgewitter der internationalen Presse, tragen wird.

Auf einem Tisch liegt Schmuck im Wert von mehreren Millionen, Ohrringe, Diademe, Colliers, in monatelanger Handarbeit angefertigt. Ein Rosencollier mit Blütenblättern, welches im vergangenen Jahr Penélope Cruz anlässlich der Oscar-Verleihung getragen hatte, ist allein rund 700 000 Franken wert.

Keine Spur von Unterkühltheit

Dort, im Epizentrum des Luxus, steht sie also, Claudia Schiffer, in einem hauchdünnen gemusterten Seidenkleid, mit schwarzen Strümpfen und schwarzen Pumps. Nur die dünnen, weissen Arme blitzen hervor. Sie wirkt aufgereimt, leicht nervös, streicht sich ständig mit der Hand durch ihre lange blonde Mähne. Ihre Beine wirken in natura noch länger als auf den Fotos. Ihre Taille ist wespenschlank. Die Haut

scheint makellos. Einzig zwei Falten, links und rechts um ihre Mundwinkel, zeugen von ihren 38 Jahren.

Doch trotz ihrem Methusalem-Model-Alter ist sie noch immer im Geschäft – besser denn je. Vergangenen Monat zierte sie das Cover der Aprilausgabe der britischen Style-Bibel *Vogue*. Nicht nur die exklusivsten Frauenmagazine dieser Welt reissen sich um sie, auch als Testimonial für diverse Edellabels steht die germanische Beauty höher im Kurs denn je. Nach Kampagnen für Chanel, Airfield und Salvatore Ferragamo werkt die Model-Ikone neuerdings als Gesicht von Yves Saint Laurent, ziert die neue Frühjahr/Sommer-Kampagne des französischen Traditions-Modehauses.

Sie werde das weisse Kleid von Yves Saint Laurent nehmen, meint la Schiffer und zeigt auf ein wallendes langes Abendkleid, das an die Bekleidung der Walküren in Richard Wagners gleichnamiger Oper erinnert. Dazu die blauen Diamant-Ohrringe mit passendem Collier. Etwas unbeholfen stöckelt sie mit den anwesenden Journalisten zum Schmucktableau. Ein Blick auf ihre Schuhe erklärt, warum: Sie sind mindestens zwei Nummern zu gross. Doch Schiffer ignoriert den Makel, dass man übersehen hatte, dass sie trotz ihren 1,80 m sehr kleine Füsse hat, wie sie sagt. Währenddessen pariert sie geflissentlich das Bombardement der Journalisten.

Weshalb sie das weisse Kleid gewählt habe; weil die Farbe im Trend liege. Nein, meint die Langzeit-Blondine lachend. Weil es ihr einfach gefalle. Sie richte sich nicht nach Modetrends. Ob sie mit einem Bodyguard gekommen sei. Auch nicht. Sie habe in Cannes zwar einen. Aber noch nicht mal ihretwegen, sondern des teuren Schmucks wegen, den sie trage. Wie sie ihre Kinder erziehe. Streng, denn diese sollten kein Luxusleben führen. Keine Spur von der Unterkühltheit, die ihr nachgesagt wird.

Zwei Tage lang wird sie anwesend sein in Cannes, dem Mekka der Filmfestivals, an dem sich jährlich die Filmbranche aus Hollywood und Europa die Ehre gibt. Zusammen mit ihrem Mann, dem Regisseur Matthew Vaughn, mit dem sie zwei Kinder hat. Verfolgt von 4500 Journalisten und Hunderten von TV- und Radio-Stationen weltweit, die dieses Spektakel übertragen.

Lohnendes «celebrity endorsement»

Ein Glücksfall für Chopard wie auch für Schiffer. Denn die Zusammenarbeit von Stars und Modehäusern lohnt sich für beide Seiten. Die daraus resultierende Publizität für die Unternehmen ist unbezahlbar. *Celebrity endorsement* heisst das im Fachjargon und bedeutet nichts anderes, als dass die Firmen den VIPs Kleider, Schmuck und Schuhe für den grossen Auftritt umsonst zur Verfügung stellen. Auf dass die dann über den roten Teppich schreiten und artig in die Mikrofone sagen, was von wem sie tragen.

Tatsächlich geht der Werbewert einer Claudia Schiffer, die auf dem roten Teppich von Cannes Chopard-Schmuck trägt, in die Millionen. Nicht zu reden davon, wenn Angelina Jolie, Kate Winslet, Sharon Stone oder Penélope Cruz für Chopard als Werbeträgerinnen dienen, wie in den vergangenen Jahren anlässlich der Oscar-Verleihung in Los Angeles oder der Goldenen Palme in Cannes.

Valentino, der die Oscar-Gewinnerin Julia Roberts 2001 mit einem schlichten schwarzen Kleid ausstattete, bezifferte den Gegenwert der weltweiten Berichterstattung auf 25 Millionen Dollar. Ähnlich äussert man sich bei Chanel über den Effekt des von Nicole Kidman 2002 getragenen Kleides: Allein in den USA habe es sich um einen Gegenwert von 10 Millionen Dollar gehandelt.

Angesichts derartiger Publicity darf selbst eine Claudia Schiffer mit zu grossem Schuhwerk über den Catwalk schreiten. ○

«Das gab es in der Model-Industrie noch nie»

Ihr Alter sei schuld, dass sie heute mehr gebucht werde als je zuvor. Claudia Schiffer, 38, über ihre Angst vor Botox und weshalb sie gezwungen ist, blond zu bleiben. *Von Carmen Gasser*

Sie gehörten zusammen mit Linda Evangelista, Naomi Campbell und Christy Turlington zu den Supermodels der neunziger Jahre. Wie kommt es, dass Sie und andere heute erfolgreicher denn je auf dem Laufsteg sind?

Wir wurden alle mehr oder weniger zur gleichen Zeit bekannt, heirateten gleichzeitig, wurden schwanger, waren lange weg vom Laufsteg. Nun sind wir zurück. Das gab es in der Model-Industrie noch nie zuvor, dass jemand in unserem Alter noch modelt. Nach der Schwangerschaft ist es eigentlich passé.

Woran liegt es? Gibt es keinen Nachwuchs?

Der Grund ist sicher gerade unser Alter. Ich denke, 40-jährige Frauen schauen heute gesünder und fitter aus als manche in den Zwanzigern. Ich kenne Frauen, die haben viel schönere Körper in den Vierzigern, da sie seit Jahren daran arbeiten. Wir schaffen ein positives Image, auch für Teenager. Aber ich weiss, eines Tages wird man mich für zu alt dafür halten.

Wie war es für Sie, als Sie 2002 zurücktraten und die Laufsteg-Karriere gegen den Mutterjob tauschten?

Der Wechsel war auf jeden Fall schwierig. Ich habe mich gefragt: Gott, was habe ich getan, jetzt bin ich verheiratet. Zudem bin ich nach London gezogen, das ich gar nicht kannte. All meine Freunde lebten in Paris, New York oder Deutschland. Ich musste total von vorne anfangen, wusste nicht einmal, wo man shoppen gehen konnte. Später war es hart, zu realisieren, dass man, weil man schwanger ist, nicht mehr reisen kann, keine Fotoshootings mehr machen kann. Doch heute ist alles gut.

Ist Karriere mit Familie zu vereinbaren?

Das Resultat sind sehr, sehr frühe Weckrufe am Morgen. Ich mache meinen Mann damit oft wahnsinnig, wenn ich um drei Uhr in der Früh schon aufstehe. Zudem versuche ich, nicht in Hotels zu übernachten und direkt nach der Arbeit heimzuflogen. Ich wähle sehr genau aus, was ich mache, was die wichtigsten Dinge sind.

Macht Ihr Mann das Gleiche für Sie?

Wenn er filmt, ja.

Was haben Sie getan, um nach der Schwangerschaft Ihre Figur wiederzubekommen?

Ich habe seit den Schwangerschaften das Glück, dass ich essen kann, was ich will, und mich zum Essen eher zwingen muss, um mein Gewicht zu halten. Zudem mache ich viel Pilates, das ist toll für den Körper. Es ist zum ersten Mal im Leben, dass ich einen Sport gern mache.

Sind Sie jemand anders, wenn Sie auf dem Laufsteg sind?

Wenn man so gestylt ist und modelt, ist das ein anderes Leben, klar, als wenn ich daheim bin und koche, mit Freunden ein Glas Rotwein trinke. Wenn wir ausgehen, passiert es häufig, dass Leute auf der Strasse stoppen und meine Freunde sagen: «Oh, wir haben ganz vergessen, dass du ja Model bist.» Ich bin eine sehr normale Person. Ich weiss, das klingt komisch. Aber es ist so.

Was verstehen Sie denn unter «normal»?

Ich bin sehr geerdet. Nicht gekünstelt, habe keine seltsamen Angewohnheiten, die Sie, wenn Sie zu recherchieren anfangen, herausfinden würden.

Wartet man als Frau darauf, dass man Schmuck geschenkt bekommt, oder kauft man ihn sich selbst?

Meine Mutter hat immer gesagt: Schmuck bekommt man von einem Mann geschenkt.



Vertraglich blond: Schiffer mit Karl Lagerfeld.

Und ich habe gewartet und gewartet und nie Schmuck bekommen. Also habe ich mir schlussendlich selbst Schmuck gekauft, als ich anfang zu modeln und mein eigenes Geld zu verdienen. Wenn ich heute ein schönes Schmuckteil sehe, kaufe ich es. Mittlerweile muss ich mich selber stoppen, nicht zu viel zu kaufen.

Ihr Mann kauft Ihnen keinen Schmuck?

Doch, doch, er kann das sehr gut und hat einen guten Geschmack. Er ist sehr romantisch. Schmuck ist ja etwas sehr Schönes. Ich trage ihn auch, wenn ich mit den Kindern in die Schule gehe.

Im Ernst, Sie tragen in der Schule wirklich Schmuck?

Natürlich nicht echten Schmuck, das wäre unangebracht. Meine Kinder würden mich hassen.

Haben Sie je Ihre Haarfarbe geändert?

Nein.

Weil Sie sich als Blondine am besten gefallen?

Ich mache seit vielen Jahren Werbung für L'Oréal-Produkte. Das ist der Grund.

Sie müssen für L'Oréal eine Blondine bleiben und dürfen sich die Haare nicht dunkel färben?

Richtig. Das sind langfristige Verträge, die über viele Jahre laufen. Deshalb bin ich über so lange Zeit blond.

Müssen Sie denn färben, oder sind Sie naturblond?

Klar muss ich färben, das sind Wartungsarbeiten.

Würden Sie Botox nehmen, um jünger auszusehen?

Ich halte davon gar nichts. Mir machen die Gedanken über die Langzeitfolgen mehr Angst als ein paar Falten mehr im Gesicht. Es ist nun mal ein Gift, und die wenigsten machen sich darüber Gedanken.

Haben Sie Schönheitstipps für uns? Ich nehme mal an, kein Sonnenbaden?

Doch, das tue ich sehr gerne. Einfach nicht zwischen Mittag und zwei Uhr. Das Essen ist sehr wichtig. Viele Früchte und Gemüse essen, dafür wenig Milchprodukte. Nicht zu viel Fett, Weizen. Wenig Zucker, das macht einen Riesenunterschied. Obwohl das sehr schwierig ist für mich, weil ich Süßigkeiten liebe. Aber wenn man sich das mal vorgenommen hat, ist es einfach zu widerstehen.

«Man war halt im Krieg»

Der ehemalige Schweizer Botschafter Gaudenz von Salis über die 700-jährige Geschichte seiner Familie, das Söldnerwesen und den tödlichen Zwist mit den Planta. *Von Andreas Z'Graggen und Dan Cermak (Bild)*

Was bedeutet das für Sie, einer Familie anzugehören, die auf eine 700-jährige Geschichte zurückblicken kann?

Früher interessierte ich mich dafür kaum, das kam erst später. Wohl auch unter dem Einfluss meines Vaters, der mit diesem Namen die Verpflichtung verband, die Tradition zu pflegen und zu erhalten, was erhaltenswert ist. Daher betätige ich mich als Vorstand der Familie und bei Domus Antiqua Helvetica, wo wir versuchen, bedeutende historische Gebäude zu erhalten.

Wie Schloss Bothmar in Malans, das Ihnen und Ihrer Schwester gehört?

Ja. Die Liegenschaft bereitet uns zwar viel Freude, ihr Erhalt ist aber auch mit einer Menge Aufwand verbunden.

Wie Sie waren Ihre Vorfahren als Diplomaten oder Kriegsherren in ganz Europa präsent, doch zum Schluss kehrten sie immer wieder nach Graubünden zurück. Selbst die englischen Salis zog es heim ins Bergell.

Zumindest urlaubshalber. Ein Salis wurde im 18. Jahrhundert als bündnerischer Botschafter an den Hof von St. James geschickt, heiratete und blieb auch dort. Sein Sohn baute sich in Bondo ein stattliches Haus. Diese Verbundenheit mit Graubünden ist in unserer Familie tief verwurzelt.

Und mit Soglio, wo die Salis herkommen, haben Sie damit noch etwas zu tun?

Nein. Der Palazzo Battista ist zwar immer noch im Besitz der Salis, aber ich gehöre einem anderen Familienzweig an, den Salis-Seewis. Die Familie hatte sich im Laufe der Jahrhunderte weit verzweigt, es gibt mehrere Linien, wie die Salis-Zizers, -Marschlins, -Maienfeld, -Grüsch etc.

Wie viele von Salis gibt es denn noch?

Ich schätze, es sind etwa 250. Einige Linien sind ausgestorben, viele Nachkommen leben im Ausland, in Deutschland, England, Österreich, Kroatien.

Kroatien?



«Durch und durch bürgerlich»: Gaudenz von Salis auf Schloss Bothmar in Malans.

Schweizer Adel

Von Salis

Der rasche und zielstrebige Aufstieg eines «gebietenden Geschlechts».



Sie stammen wahrscheinlich aus Como, hiessen Salici und werden erstmals um 1300 erwähnt. Schnell schon kamen die von Salis zu Macht. Erst im Bergell, dann im ganzen «Gotteshausbund», dem Gebiet des Bischofs von Chur. Als sich der Gotteshausbund ab 1450 immer enger mit dem «Oberen oder Grauen Bund» (Disentis) und dem «Zehngerichtebund» verband, festigten die Salis ihre Position auch in den übrigen Gebieten der Drei-Bünde-Republik, zugewandter Ort der Eidgenossenschaft. Schon immer geschäftlich eng mit dem Herzogtum Mailand verbunden, dehnten die Salis ihre Interessen nach Chiavenna und ins Veltlin aus, das 1512 von den Bündnern erobert wurde. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geriet Graubünden ins Sandwich der Habsburger. Der spanische Zweig hatte Mailand besetzt, der österreichische herrschte im Tirol. Man war an den Alpenpässen und am Veltlin als kürzester Verbindung interessiert. Es kam zum Konflikt, der zum Krieg eskalierte. Das Veltlin wurde von den Spaniern besetzt, die Salis-Paläste in Soglio niedergebrannt. Mit Hilfe der Franzosen wurde das Veltlin von den Bündnern zurückerobert. Die Salis festigten ihre Stellung zum «gebietenden Geschlecht Graubündens». Sie bekleideten die wichtigsten Ämter und mehrten ihren Reichtum als Geldgeber, Spediteure, Zoll-Pächter und vor allem als Heerführer in bündnerischen und fremden Diensten. Salis-Offiziere wirkten in Österreich, Venedig, beim Papst, in Holland, Preussen und vorab in Frankreich, wo sie ihr eigenes Regiment hatten. Die katholischen Bünde unter den Planta waren auf der Seite der Habsburger, die protestantischen unter den Salis hatten sich mit Venedig und Frankreich verbunden. (az)

Ein Salis aus der Linie Samaden war Feldzeugmeister in österreichischen Diensten. Weil er mit einer Kroatin verheiratet war, entschied er sich nach dem Zusammenbruch der Monarchie für die kroatische Nationalität. Einer seiner Söhne wurde später Bischof von Zagreb. Mit ihm pflegte ich stets einen engen Kontakt.

Treffen sich die Salis noch regelmässig?

Ja, alle zwei Jahre, mal in England, mal in der Schweiz. Diesen Herbst treffen wir uns beim Sohn des Historikers Jean Rudolf von Salis auf Schloss Brunegg.

Zu Beginn ihrer Familiengeschichte, im Spätmittelalter, standen die Salis der Kirche nahe, als Dienstadlige des Bischofs von Chur. Später diente man mehr weltlichen Herren, ausgestattet mit unzähligen Titeln, wie Junker, Baron, Freiherr, Graf. Könnten Sie auch einen Adelstitel führen?

Ja, Graf, aber bei uns in der Schweiz ist das verboten.

Bis ins 18. Jahrhundert waren die Salis Graubündens führende Familie. Wie kam es zu diesem Aufstieg aus dem doch eher bescheidenen Bergell?

Wieso die Salis so erfolgreich waren, kann ich nicht sagen. Offenbar waren sie besonders unternehmenslustig, vielleicht gerade wegen der Enge des Bergells. Sie waren im Übrigen nicht nur politisch aktiv, sondern auch gute Geschäftsleute, betätigten sich als Bankiers und betrieben Handel mit Oberitalien.

Die bedeutendste Einnahmequelle war wohl das Söldnerwesen?

Wahrscheinlich. Allerdings haben nicht nur die Salis davon profitiert. Für viele arme Familien Graubündens waren die fremden Kriegsdienste eine der wenigen Möglichkeiten, Geld zu verdienen.

Für wen zogen Ihre Vorfahren in den Krieg?

Für halb Europa. In Österreich und Preussen, Venedig, Neapel, Holland, Frankreich – überall waren Salis-Offiziere engagiert. Die letzten Salis in fremdem Kriegsdienst waren mein Onkel sowie der Bruder des Historikers Jean Rudolf von Salis. Beide waren Kapitän in der Marine des deutschen Kaisers. Mein Onkel fiel in den letzten Tagen des Ersten Weltkriegs.

Es war wohl unvermeidlich, dass gelegentlich Salis gegen Salis kämpften?

Ja, noch im letzten Weltkrieg. Die österreichischen Verwandten waren in der Wehrmacht, die englischen Salis kämpften im Dienste Grossbritanniens.

Welcher dieser Salis-Krieger hat Ihnen am meisten imponiert?

Es gab einige spannende Figuren in unserer Familie, wie Ulysses, ein bedeutender Feldherr in französischen Diensten. Oder Johann Ulrich, Anführer der Katholiken

im Sonderbundskrieg. Näher stehen mir allerdings Personen der jüngeren Zeit, wie Jean Rudolf von Salis, dann Meta von Salis, eine grosse Frauenrechtlerin und die erste Frau, die an der Uni Zürich den Doktor der Philosophie machte. Oder der Maler Carl Albert von Salis aus Bever. Der originellste war wohl Rodolphe von Salis, Gründer des Cabarets «Le Chat Noir» in Paris.

Wenn man Salis sagt, kommt einem immer auch Planta in den Sinn. Im Dreissigjährigen Krieg eskalierte die Feindschaft dieser beiden dominierenden Familien Graubündens zur blutigen Fehde. Wie ist das, wenn sich heute die Salis mit den Planta treffen?

«Ich bedaure höchstens, dass das Veltlin nicht mehr zu Graubünden gehört.»

Wir sind gut miteinander befreundet. Vor wie nach dem Dreissigjährigen Krieg gab es Heiraten zwischen den beiden Familien, von einer Feindschaft kann keine Rede sein.

Immerhin liessen die Salis den Pompejus von Planta durch Jürg Jenatsch ermorden, nicht gerade ein freundlicher Akt.

Ja, nun, man war halt im Krieg. Aber das spielt alles längst keine Rolle mehr.

Diese Heiraten unter den aristokratischen Familien waren wohl meist arrangiert. Gab es das noch zu Ihrer Jugendzeit? Sie sind mit einer von Graffenried verheiratet.

Das ist reiner Zufall. Ich wurde durch und durch bürgerlich erzogen, konnte tun und lassen, was ich wollte.

Bedauern Sie es gelegentlich, dass Ihre Familie die einst machtvolle Stellung verloren hat, nachdem Napoleon das Ancien Régime Graubündens zerschlagen hatte?

Nein, ich bedaure höchstens, dass das Veltlin nicht mehr zu Graubünden gehört und dass die bündnerische Republik ihre Unabhängigkeit verloren hatte. Aber die Salis? Nein. Ich bin auch viel zu spät zur Welt gekommen, um zu empfinden, wie es einst gewesen sein könnte. Als Diplomat war ich an einigen Königshöfen akkreditiert, ein kleiner Abglanz von früher, mir reichte das.

Gaudenz von Salis, 72, benannt nach San Gaudenzio, dem Talheiligen des Bergells, wo die Salis herkommen, und aufgewachsen in St. Moritz und Malans, war Botschafter der Schweiz in Rumänien, Dänemark und Norwegen. Dazwischen arbeitete der Jurist als Protokollchef des EDA. Gaudenz von Salis, gewissermassen der Chef der Salis-Familie, besitzt mit seiner Schwester Schloss Bothmar in Malans. Von Salis ist kinderlos, verheiratet mit Isabelle von Graffenried und lebt in Bern an der Junkerngasse – wie es sich gehört.

In der jeweils letzten Ausgabe des Monats porträtiert die *Weltwoche* einen Abkommen eines grossen Schweizer Adelsgeschlechts. **Bisher erschienen:** «Die Geschichte der eidgenössischen Führungseliten» (Nr. 10/2009). **Folge 3** am 28. Mai 2009

Die Schweizer Macher

Das Chalet, der Sparschäler, die Bahnhofsuhr: Schweizer Designer haben sie erfunden und damit die Welt erobert. Heute sorgen die Enkel von Le Corbusier & Co. mit minimalistischen Möbeln für Furore. Schweizer Design hat seine Wurzeln in der Mentalität des Bergvolks. *Von Daniele Muscionico*

Kennen Sie das Gefühl, nicht Herr Ihrer Möbel zu sein? Manche haben einen eigenen Willen: Der Teppich duldet nicht irgendein Sofa, der Tisch nicht einen beliebigen Stuhl, und das Regal würde am liebsten sofort in eine passendere Wohnung umziehen.

Wer Ähnliches erlebt und Hilfe sucht, findet sie an der internationalen Möbelmesse in Mailand, der weltweit grössten und wichtigsten ihrer Art. Die Van-Gogh-Ausstellung in Basel soll während fünf Monaten 500 000 Menschen erreichen. Die 24 Hallen in Mailand auf dem futuristischen Messegelände ausserhalb der Stadt standen letzte Woche sechs Tage offen – und wurden von über 400 000 Menschen gestürmt. Design boomt, Design ist die neue Religion. Vor allem in Asien, wo die Gründung eines Designmuseums zum Standortmarketing jeder Stadt gehört. Heute spielt Design eine ähnliche Rolle wie Kunst in den neunziger Jahren; Privatsammler wie François Pinault und Bernard Arnault haben Design längst in ihre Kollektionen integriert. Krise? Von welchem Designer gibt's die schrillste Interpretation davon, war in Mailand die lauteste Frage.

Gewiss nicht von einem Schweizer Gestalter. Schweizer Design steht für das Gegenteil: für einfache, dabei raffinierte und effiziente Konstruktionen, gepaart mit einer hohen Qualität in Bezug auf Handwerk und Materialien. Swiss Design setzte in den 1930ern, dann in den 1950ern internationale Massstäbe, erlebt heute eine Renaissance und gehört zum Klassikerkanon. In der Designsammlung des MoMA in New York findet man sie alle, die Schweizer Gestalter oder Schweizer Hersteller, die Designgeschichte geschrieben haben: Le Corbusier mit seinen Sesseln und der Liege; Verner Panton und sein gleichnamiger Kunststoffstuhl; Max Bills Armbanduhren und die Bahnhofsuhr von Hans Hilfiker mit der charakteristischen roten Kelle am Ende des Sekundenzeigers.

Damit kein Missverständnis entsteht: Ohne Accessoire-Firmen, die sich dem Trend verschreiben, Alessi in Italien, Authentics in Deutschland, Wireworks in England, fehlt in der Schweiz die Voraussetzung für den Kult um Stardesigner. Erst Swatch gab uns in den achtziger Jahren zu verstehen, welche Wirkung extravertierte Inszenierung, Gestaltung und offensives Marketing haben. Doch allgemein gilt die ortsübliche Zurückhaltung noch immer. Denn Schweizer Design hat seine Wurzeln in der Schweizer Mentalität: Es geht auf den leisen Sohlen der Schweizer Tigerfinken

(1938, Abb. 4), hat die Aura von Fleiss und Zuverlässigkeit, Lebensdauer und Zweckrationalismus. Zumindest gilt das für die Gralshüter Le Corbusier, Max Bill oder Willy Guhl.

Nur ein Schweizer, wenn auch mit amerikanisch-böhmischen Wurzeln, Alfred Newecerzal, konnte einen so belanglosen Sparschäler erfinden, der noch immer millionenfach um die Welt geht, «Rex» (1947, Abb. 5); nur einem Schweizer Familienunternehmen, der ursprünglich als Uhrenfirma gegründeten Paillard & Cie, glückte eine so reduzierte Schreibmaschine, sechs Zentimeter hoch, 3,6 Kilogramm leicht, die «Hermes Baby» (1935, Abb. 1). Ein Ernest Hemingway wäre ohne seine «Baby» genauso hilflos gewesen wie John Steinbeck und Schriftstellergenerationen nach ihnen. Und dass die «Helvetica» eine raumsparende Erfindung eines Schweizer Typografen ist, von Max Miedinger (1957), mag im Grunde niemanden verblüffen. Die «Helvetica» ist die erste und einzige Schrift, welcher das MoMA je eine Ausstellung gewidmet hat.

Debatte über die gute Form

Heute sind die Enkel von Hilfiker und Hans Coray, dem Gestalter des längst Legende gewordenen Aluminium-Stuhles (Abb. 3) für die Landesausstellung 1939, auf einem ganz bestimmten Feld international erfolgreich: mit minimalistischem Mobiliar. Der Jüngste in Mailand nennt sein Label Luc Swen, ist Absolvent der Kunsthochschule ECAL in Lausanne und verblüfft mit puristischen Sofalandchaften und Kandelabern (Abb. 2). Die Älteren und bereits international Erfolgreichen heissen Alfredo Häberli, Jörg Boner, Atelier Oï, Frédéric Dedelley, Christophe Marchand, Martin Lotti (er arbeitet als Einziger dieser Reihe nicht in der Schweiz, sondern entwirft für Nike, zum Beispiel die «Air Max»-Serie) – und Hannes Wettstein, der 2007 verstorben ist. Wettstein war der Erste, der nach einer Baisse des Swiss Design Ende der siebziger Jahre unser Land mit seinen Entwürfen wieder in die übernationale Debatte über die gute Form brachte.

Und dort ist es nun wieder und verdient erste Preise, zum Beispiel dank Gestaltern wie Jörg Boner. An der Möbelmesse in Mailand holte er sich Applaus für einen Stuhl, an dem er vier Jahre getüftelt hatte, weich wie ein Turnschuh ist er geworden, ein Stuhl-Sneaker: «Wogg 42» (Abb. 6). Nur Mario Botta glaubt, dass ein schöner Stuhl überall dort weh tun muss, wo wir ohnehin nicht gerne hindenken.

Wogg steht für die Firma, die Boner während der Entwicklungszeit massgeblich unterstützt hat: Wogg aus den Initialen von Willi und Otto Glaeser, zwei Cousins, die ihre Schreinerei 1981 in Wogg umbenannten, um eine eigene, industriell gefertigte Möbelkollektion herzustellen. Heute arbeitet man hauptsächlich mit den Gestaltern Boner, Christophe Marchand und den interdisziplinären Newcomern des Atelier Oï; von der Artepilg Neuenburg für die Expo 02 über Schränke für Wogg bis zum Zeitungsständer für Ikea, alles kann für die Troika Aurel Aebi, Patrick Reymond und Armand Louis Thema sein.

Das Revolutionäre an Boners neuem Stuhl ist die Gestaltung und Verarbeitung des Textilbezugs, der ohne weiteres vom Holzgestell trennbar ist. Dafür hat der Designer eine neue Verarbeitungstechnik entwickelt, in «Wogg 42» trifft Handwerk auf Hightech, konkret: auf neueste Technologie aus dem Muotatal. Denn wo Swiss Design draufsteht, soll auch Swissness drinstecken. Und zwar traditionell von der innovativsten Art.

Es sind kleine, hochspezialisierte Firmen, die seit je die Zusammenarbeit mit Designern suchen: Lehni zum Beispiel, ursprünglich eine Spenglerei, bleibt ihrem Aluminium-Programm treu und bis zu seinem Tod dem Hausdesigner Andreas Christen verbunden, der die Produktpalette über Jahrzehnte um minimalistische Stücke erweitert hat. Oder die Schreinerei Röthlisberger, seit rund dreissig Jahren mit eigenen Kollektionen präsent: Wenn Röthlisberger in Mailand ausstellt, stehen dort die Entwürfe des Ateliers Oï im Zentrum, preisgekrönte Tische und Stühle auf filigranstem Holzgebein (Abb. 8).

Und wie präsentierte sich die Firma Thut in Mailand? Thut gestaltet das Schweizer Design seit bald einem halben Jahrhundert mit, und Benjamin Thut, Sohn des Gründers Kurt, stand höchstpersönlich zur Stelle, um die längst zum Klassiker gewordenen Möbel dem Publikum zu erklären. Nicht, dass für die Alu-Container und -Schränke, die Scheren-Betten (Abb. 7) oder -Tische eine Gebrauchsanweisung vonnöten wäre. Erklärungsbedarf herrscht nur in einer Hinsicht: Die Entwürfe sind nicht von 2009, sondern stammen teilweise schon aus den achtziger Jahren. Wenn Zeit keine Rolle mehr spielt, dann ist Schweizer Design am besten.

Ausstellung zum Thema im Museum für Gestaltung Zürich bis 24.5. Podiumsgespräch am 5.5., um 19 Uhr 30.



«Gerade Zahlen bringen Glück»

Luigi Taveri gehört zu den erfolgreichsten Schweizer Sportlern der Geschichte. Der dreifache Motorradweltmeister und Sieger von dreissig Grossen Preisen feiert dieses Jahr seinen 80. Geburtstag und fährt immer noch begeistert schnelle Maschinen. *Von Peter Holenstein und Vera Hartmann (Bild)*

Luigi Taveri wurde am 19. September 1929 in Horgen als Sohn einer rennsportbegeisterten Familie geboren. Seine ersten Fahrversuche als Motorradrennfahrer machte er im Alter von vierzehn Jahren auf einer Moto-sacoche A50. Für seine Testfahrten «entlehnte» Taveri die Rennmaschine jeweils im Garagenbetrieb seines siebzehn Jahre älteren Bruders Hans, bei dem er eine Lehre als Auto-mechaniker absolvierte.

Damit er sein erstes Motorradrennen bestreiten konnte, musste er das Einverständnis seiner Eltern sowie eine polizeiliche Spezialbewilligung einholen. Als Beifahrer im Seitenwagen einer Husqvarna-Maschine, die von seinem Bruder gesteuert wurde, ging Luigi Taveri 1947 beim Grossen Preis von Europa auf der Bremgartenwald-Rennstrecke bei Bern an den Start. Das Gespann lag eine Zeitlang in Führung, fiel dann jedoch wegen eines Motorschadens aus.

Seinen ersten grossen Erfolg verzeichnete Taveri 1951, als er auf der Aschenbahn im Innenraum der Rennbahn Oerlikon ein Speedway-Rennen gewann und auch beim anschliessenden Rennen auf der Zementbahn auf einer 350er-Norton-Maschine siegte.

Der drahtige und kleingewachsene Taveri galt in der Motorsportszene schon bald als unerschrockener Draufgänger, weil er seine wilde Speedway-Kurventechnik (mit dem inneren Bein am Boden) mitunter auch auf Asphaltstrecken praktizierte. Nach den ersten siegreichen Rennen auf der Avus-Rundstrecke in Berlin attestierten ihm deutsche Sportjournalisten «Weltklasse-Talent» und beschrieben ihn als «halbverrückten Kerl aus der Schweiz, der nur eines kennt: Vollgas!».

Im Laufe seiner zwanzigjährigen Karriere bestritt Taveri 135 Grand-Prix-Rennen, bei denen er 30-mal gewann und 90 Podestplätze errang. Als einziger Rennfahrer siegte er auf sämtlichen Rennstrecken der Welt, auf denen bis 1966 Motorrad-GPs ausgetragen wurden, und als bis heute einzigem Fahrer gelang es ihm, in allen zu seiner Zeit gefahrenen Klassen (50 ccm, 125 ccm, 250 ccm, 350 ccm und 500 ccm) einschliesslich Seitenwagenrennen WM-Punkte zu erringen. Während seiner Laufbahn fuhr er für die Rennställe von Ducati, MV Agusta, MZ und Kreidler sowie ab 1960 als Werksfahrer für Honda.

1962 wurde Taveri auf dem Sachsenring bei Hohenstein-Ernstthal zum ersten Mal Weltmeister in der 125-ccm-Klasse. Im glei-

chen Jahr hatte er zuvor bereits die Grossen Preise von England, Holland, Belgien, Irland und Deutschland gewonnen. 1964 und 1966 wurde er auf Honda erneut Weltmeister in der 125-ccm-Klasse. Insgesamt wurde er siebenmal Vizeweltmeister und fünfmal WM-Dritter.

Taveri, der in Japan, Italien und England noch heute als Motorsportlegende verehrt wird, gehört zu den wenigen Rennfahrern, die das gefährlichste Motorradrennen der Welt, die berühmte Tourist Trophy auf der Isle of Man, mehrmals gewannen. Der Schweizer siegte 1962, 1965 und 1966.

Durch seine Erfolge reihte sich Luigi Taveri ein unter die damaligen Motorrad-Superstars wie Jim Redman, Mike Hailwood, Carlo Ubbiali, Ralph Bryans, Phil Read und Bill Ivy. Als langjähriger Honda-Werksfahrer war er in den sechziger Jahren zudem massgeblich daran beteiligt, den japanischen Motorrädern zu einem erfolgreichen Rennsport-Comeback zu verhelfen und sie weltweit auch als Strassenmaschinen bekanntzumachen. Für seine Verdienste um die japanische Marke erhält er von Honda noch heute jedes Jahr ein neues Motorrad als Leihgabe.

Taveri, der sich im internationalen Rennzirkus auch durch seine sprichwörtliche Bescheidenheit und Fairness einen Namen machte, ging von der Bühne, als sich die Japaner 1967 mit ihren Werksmaschinen vom Grand-Prix-Sport zurückzogen und das Feld wieder weitgehend den Privatfahrern überliessen. Am 27. August 1967 bestritt er mit seiner Fünfzylinder-Honda anlässlich des Schweizer Bergrennens Ollon-Villars sein letztes offizielles Rennen, das er mit Streckenrekord gewann.

Nach seinem Rücktritt eröffnete er in Wädenswil ein Carrosserie-Spritzwerk, das er vor einigen Jahren einem langjährigen Mitarbeiter verkaufte und in dem er ein kleines Museum mit seinen Rennmaschinen und gewonnenen Pokalen eingerichtet hat.

Taveri, der in Samstagern wohnt, seit 54 Jahren mit seiner Frau Tilde verheiratet und zweifacher Vater ist, fährt noch immer Oldtimer-Rennen. Zum letzten Mal geht er im Sommer dieses Jahres auf der belgischen Grand-Prix-Strecke von Spa Francorchamps an den Start. Aus Anlass seines 80. Geburtstages wird dort der grosse Sportsmann mit einem «Luigi-Taveri-Day» geehrt.

Luigi Taveri, wir gratulieren Ihnen zum Vor-
aus herzlich zum grossen Runden ...

Danke für den Glückwunsch und dass Sie das alte Eisen noch nicht vergessen haben!
Wie Figura zeigt, ist es nicht verrostet. Sie fahren immer noch Oldtimer-Rennen, und auch Ihr altes Rennkombi passt Ihnen noch perfekt. Wenn man Sie so auf Ihrer Rennmaschine sitzen sieht, scheint es, dass die Jahre fast spurlos an Ihnen vorbeigegangen sind.

Wahrscheinlich kommt das daher, dass die Jahre schneller vergehen, als man Rennen fahren kann. Wie auch immer: Ich bin froh, dass mein Leben auf zwei Rädern nur wenige Blessuren hinterlassen hat, doch wie jeder Oldtimer bin auch ich reparaturanfällig. Seit einiger Zeit benötige ich beispielsweise ein Hörgerät, wohl eine Folge des jahrzehntelangen infernalischen Motorenlärms. Aber sonst fühle ich mich rundum fit und hoffe, in diesem Leben noch ein paar Runden drehen zu können.

Wann fuhren Sie das letzte Mal eine Rennmaschine?

Ich hatte letztes Jahr Gelegenheit, auf dem Salzburgring eine neue 125er-KTM-Werksmaschine zu testen. Beim Abbremsen vor der Zielkurve entging ich nur knapp einem bösen Sturz.

Der Grund?

Macht der Gewohnheit! Auf meiner damaligen Honda-Rennmaschine musste man die Handbremse mit aller Kraft betätigen; bei den heutigen Hightech-Karbonbremsen genügt jedoch ein Antippen mit den Fingerspitzen. Das hatte ich für einen Augenblick vergessen. Als ich die Bremse kräftig durchzog, war die Geschwindigkeitsverzögerung derart brachial, dass ich beinahe kopfüber vom Motorrad geflogen bin. Ebenso eindrücklich wie das Bremsvermögen war die unfassbare Beschleunigung der Maschine. Man hat das Gefühl, an Ort sitzenzubleiben, während die Piste auf einen zufliegt, fast wie in einem Computerspiel. Grossartig, unvergleichlich, ein Hammer!

Was sind die wichtigsten Unterschiede zu den Rennmaschinen aus Ihrer Zeit?

Mit der Ausnahme, dass sich beide beim Gasgeben nach vorne bewegen, lassen sich damalige und heutige Rennmaschinen überhaupt nicht miteinander vergleichen. Alles ist anders, zuverlässiger und vor allem viel sicherer geworden. Die Motorradtechnik hat sich in allen Bereichen auf schier unvorstellbare Weise weiterentwickelt: die Standfestigkeit und PS-Kraft der Motoren,



«Absolute Leidenschaft, totale Hingabe, eiserne Disziplin, technisches Verständnis»: Rennfahrer Taveri, 80.

die Bauweise der Fahrzeugrahmen und kupplungsfreien Getriebe, die Stossdämpfer und Bremsen, die Aufhängung, das Handling, die Strassenlage, die Reifen. Hinzu kommt die ganze Fahrzeugelektronik und Telemetrie, die Aufschluss über den Zustand der Maschine und sämtliche Aktionen des Piloten gibt. Zu meiner Zeit mussten die Mechaniker noch glauben, was wir ihnen über das Fahrverhalten der Maschine sagten. Heute können die Ingenieure während des Rennens praktisch alle technischen Daten am Bildschirm ablesen; man sieht sofort, wie die Maschine reagiert und wann und wo der Pilot geschaltet, beschleunigt oder abgebremst hat. Und selbstverständlich sind die Rennmaschinen auch schneller geworden. Zwischen den Rundenzeiten von damals und heute liegen Welten.

Welche Höchstgeschwindigkeiten fuhr man vor vierzig Jahren?

Sie waren ganz respektabel. Mit meiner 125er-Honda, die 35 PS hatte, bis 22 000 Touren drehte und ihre Leistung erst ab 18 000 Touren voll entfaltete, erreichte ich eine gemessene Spitzengeschwindigkeit von rund 230 km/h. Auf dem alten Grand-Prix-Kurs von Monza erzielte ich so immerhin einen Rundenschnitt von über 180 km/h. Und bei einem Bergrennen im französischen Chambéry stellte ich in der Halbliterklasse einmal einen Streckenrekord mit dem fast unglaublichen Stundenmittel von 151,401 km/h auf.

Wäre ein heutiger Rennfahrer überhaupt noch in der Lage, mit Ihrer damaligen Weltmeister-Honda zu fahren?

Bestimmt nicht auf Anhieb; er müsste sehr viel üben. Barry Sheene, der 1976 und 1977 Weltmeister in der 500er-Klasse auf Suzuki war, bat mich einmal bei einer Veranstaltung auf dem Grand-Prix-Kurs von Spanien, unsere Maschinen zu tauschen. Er kam mit meiner Honda keinen Meter

«Raser sind keine Rennfahrer und werden es auch nie.»

weit, weil er schon beim Anfahren den Motor abwürgte.

Was macht für den Rennfahrer den Reiz des Rennfahrens aus? Die Faszination der Geschwindigkeit?

Mir ist nie ein erfolgreicher Rennfahrer begegnet – egal ob Auto oder Motorrad –, der seinen Beruf wegen des angeblichen Rausches der Geschwindigkeit gewählt hat. Raser sind keine Rennfahrer und werden es auch nie. Vielmehr geht es um die möglichst perfekte Beherrschung eines Rennfahrzeuges und von dessen Technik. Das

Ausloten der physischen und physikalischen Grenzbereiche sowie der Wettkampf sind für den Piloten die eigentliche Herausforderung. Die Wahrnehmung der Geschwindigkeit ist für den Fahrer eine ganz andere als für die Zuschauer. Ob man mit 200 oder 230 km/h auf eine Kurve zufährt, nimmt man als Pilot viel weniger wahr als das Verpassen des richtigen Bremszeitpunktes oder die Abweichung von der Ideallinie.

Hat sich, verglichen mit früher, die Ideallinie auf den Rennstrecken geändert?

Und wie! Was man heute als Ideallinie bezeichnet, hiess damals «Kampflinie». Die durch die heutige Motorrad- und Reifentechnik möglich gewordenen extremen Schräglagen lassen viel spätere Bremszeitpunkte zu. Man kann sozusagen mit Vollgas auf eine Kurve zufahren, kurz davor innert Sekundenbruchteilen rabiat abbremsen und schon vor dem Kurvenausgang wieder voll beschleunigen. Das verändert die Ideallinie enorm. Um das Tempo einigermaßen halten zu können, mussten wir alle Kurven noch richtig «rund» fahren.

Trotz den enormen Geschwindigkeiten erstaunt es immer wieder, dass selbst die fürchterlichsten Stürze für die Piloten relativ harmlos ausgehen. Todesfälle gehören heute zu den Seltenheiten im Motorradrennsport; das war nicht immer so.

Gott sei Dank hat sich das geändert! Allein der Umstand, dass während meiner aktiven Zeit an die einhundert Fahrer tödlich verunglückt sind, darunter enge Rennsportfreunde wie beispielsweise Florian Camathias oder Fritz Scheidegger, zeigt, welche Fortschritte punkto Sicherheit für die Piloten gemacht wurden. Nebst Auslaufzonen und Sturzfällen, die es heute auf praktisch allen Rundstrecken gibt, ist es vor allem der modernen Rennbekleidung zuzuschreiben, dass bei Stürzen nur selten schwere Verletzungen zu beklagen sind. Heute tragen die Fahrer unter ihren Lederkombis anatomisch geformte Karbonteile, die Rücken, Ellenbogen und Knie schützen, und hinzu kommen praktisch bruchsichere Integralhelme sowie äusserst widerstandsfähige Handschuhe und Stiefel. Weil die Sicherheitsanzüge ergonomisch so konzipiert sind, dass gerade noch genug Bewegungsfreiheit bleibt, um ein Motorrad steuern zu können, erwecken die Piloten zu Fuss immer den Eindruck, als würden sie sich breitbeinig auf dem Mond bewegen.

Wie war das bei Ihnen?

Wir fuhren im Vergleich dazu praktisch «nackt». Bei unseren Lederkombis galt das Motto: Je dünner, desto windschlüpfiger, und die offenen Helme enthielten aus Gewichtsgründen höchstens eine Schicht aus Hartkarton oder Leichtmetall. Gleich geblieben ist bis heute nur das stete Training,

im Notfall auch richtig, nämlich «knochen-schonend» stürzen zu können. Auch das muss gelernt werden.

Dazu hatten Sie reichlich Gelegenheit. Sie sind fast so oft gestürzt, wie Sie auf dem Po-dest standen.

«Was man heute als Ideallinie bezeichnet, hiess damals «Kampflinie.»

Ich habe meine Stürze nicht gezählt, aber es waren einige. Den wohl fürchterlichsten Abwurf erlebte ich 1954 beim Grossen Preis von Spanien in Barcelona. Im Rennen der 500-ccm-Klasse blockierte bei Tempo 200 der Motor. Ich kann mir bis heute nicht erklären, warum ich lediglich einen Knöchelriss davontrug. Aber der Schock nach dem Unfall war so gross, dass ich drauf und dran war, den Rennsport aufzugeben.

Was hat Sie umgestimmt?

1955 bot mir der italienische Rennstall MV Agusta einen Werksvertrag für die 125-ccm-Klasse an. Der Versuchung, im gleichen Team wie Weltmeister Carlo Ubbiali zu fahren und ihn wenn möglich zu schlagen, konnte ich nicht widerstehen.

Andere Motorradrennfahrer Ihrer Zeit, zum Beispiel John Surtees oder Jo Siffert, sind auf vier Räder umgestiegen.

Nach sieben Weltmeistertiteln suchte John Surtees eine neue Herausforderung und fand sie in der Formel 1. Dort war er ebenfalls erfolgreich. 1964 gewann er auf Ferrari die Formel-1-Weltmeisterschaft. Jo Siffert hingegen nahm den Motorradrennsport nicht so ernst. 1958 erschien er, damals noch unter dem Namen Joseph Siffert, erstmals an der Tourist Trophy auf der Insel Man. Obwohl er den Strassenrundkurs nicht kannte, nahm er am Training kaum teil. «Ich fahre einfach mal rundherum», sagte er lachend. Als er zurückkam, zeigte er auf seine abgewetzten Stiefel und meinte: «Ich habe ein paar Mal die Felsen gekitzelt, das ist mir zu gefährlich.» Ein Jahr später wechselte er zu den Rennwagen und wurde zu einem der weltbesten Formel-1-Piloten.

Hat Sie der Automobilrennsport nie gereizt?

Nach meinem Rücktritt erhielt ich das Angebot, für einen Schweizer Rennstall zu fahren. Bei Testfahrten auf dem Nürburgring erzielte ich mit einem Formel-2-Wagen zwar sehr schnelle Zeiten, und man attestierte mir auch Talent, aber ich spürte, dass mir die Begeisterung für vier Räder fehlte, und liess es deshalb bleiben.

Sowohl im Motorrad- wie im Automobilrennsport werden die Grand-Prix-Sieger immer jünger. Sie wurden im Alter von 37 Jahren zum letzten Mal Weltmeister, heute wäre das kaum mehr denkbar.

Das täuscht. Obwohl ein Vergleich mit ihm unter keinem Titel standhält: Auch Michael Schumacher wurde mit 37 Jahren zum letzten Mal Weltmeister. Schon zu meiner Zeit gab es viele blutjunge Fahrer, aber weil die Werkteams vor allem auf erfahrene und bereits siegreiche Piloten setzten, dauerte es einfach länger, bis ein Unbekannter, der zunächst als Privatfahrer starten musste, reüssierte. Heute werden die Talente sowohl im Motorrad- wie im Automobilrennsport viel früher entdeckt und gefördert; sei's bei Minibike-Rennen für rennsportbegeisterte Kinder oder Trial- und Cross-Wettbewerben für Jugend-

«Wir haben nicht schlecht verdient. Für einen Grand-Prix-Sieg gab es 800 bis 1000 Franken.»

liche. Tom Lüthi ist ein gutes Beispiel: Er zeigte sein grosses Talent bereits bei Minibike-Rennen im Kindesalter, und dasselbe gilt für Ausnahmekönner wie Valentino Rossi oder Casey Stoner. Auch junge Formel-1-Stars wie Lewis Hamilton, Sebastian Vettel oder Sébastien Buemi fuhren, genau gleich wie Michael Schumacher, schon als Kinder auf der Gokart-Bahn allen um die Ohren.

Welche Voraussetzungen muss ein Jugendlicher für eine Karriere als Rennfahrer mitbringen?

Absolute Leidenschaft, totale Hingabe, eiserne Disziplin, technisches Verständnis, der unbedingte Wille, an sich selber zu arbeiten, Trainingsfleiss, überdurchschnittliches Reaktionsvermögen, Verzicht auf Annehmlichkeiten, sportlicher Ehrgeiz ...

... und reiche Eltern ...

... **nein, nicht unbedingt, aber solche**, die bereit sind, eine gewisse Summe zu investieren, allein um herauszufinden, ob ihr Junge oder Mädchen überhaupt Talent hat. Das Talent zum Rennfahren eignet man sich nicht mit achtzehn oder zwanzig Jahren an, es zeigt sich bereits im Kindesalter. Nicht von ungefähr stammen viele erfolgreiche Piloten aus Familien, bei denen der Motorsport eine grosse Rolle spielte. Das war bei mir nicht anders. Mein Bruder Hans, der siebzehn Jahre älter war, hatte eine Garage und fuhr bereits 1931 Motorradrennen. Ich bin sozusagen mit schnellen Maschinen aufgewachsen. Mit den Jahren werden einem die Fahrzeuge vertraut wie Körperteile, in die man quasi hineinwächst und die man schliesslich so beherrscht, dass man mit ihnen auch Extremsituationen meistern kann. Es ist vielleicht vergleichbar mit einem Kind, das eine unbändige Freude und Leidenschaft

am Musizieren entwickelt. Je nach Talent und der Bereitschaft, mit überdurchschnittlichem Übungsfleiss weiterzukommen, kann das Instrument mit der Zeit gleichsam zu einem Körperteil werden, den man virtuos zu handhaben versteht.

Siegfahrer im Motorrennsport verdienen heute Millionen. Bedauern Sie, diesbezüglich zur falschen Zeit Weltmeister gewesen zu sein?

Überhaupt nicht. Abgesehen davon, dass solche Summen heute nur dank Werbung, Marketing und den weltweiten TV-Übertragungen zahlbar geworden sind: Auch wir haben damals nicht schlecht verdient. Für einen Grand-Prix-Sieg gab es 800 bis 1000 Franken, dazu kamen je nach Bekanntheitsgrad des Fahrers und seiner Position im WM-Klassement Startgelder sowie vertraglich festgelegte Prämien des Rennstalls, der, zumindest in meinen letzten Rennjahren, auch für die Reisekosten aufkam. Und da und dort liessen sich auch zu meiner Zeit mit Werbung ein paar Franken dazuverdienen. All das zusammen genügte, um meine Familie zu ernähren, ein Haus zu bauen und nach meinem Rücktritt eine eigene Firma zu gründen.

Viele Rennfahrer sind abergläubisch. Galt das auch für Sie?

Ja. Wenn ich eine ungerade Zahl als Startnummer erhielt, wurde meine Siegeszuversicht sofort kleiner, und ich musste mir vor dem Start immer einreden, mich durch solche Zahlenspielerereien nicht irritieren zu lassen. Seltsamerweise brachten mir die geraden Zahlen immer Glück: 1952 wurde ich erstmals Schweizer Meister, 1954 erhielt ich meinen ersten Werksvertrag als Profi, 1962 wurde ich zum ersten Mal Weltmeister, und Letzteres wiederholte sich in den geraden Jahren 1964 und 1966.

An welche Ereignisse in Ihrer Karriere erinnern Sie sich besonders gerne?

Nebst der Geburt unserer Tochter Blanca und unseres Sohnes Luigi junior gehören dazu die grossartigen Empfänge durch die Gemeinde Horgen nach meinen drei WM-Titeln sowie die über den Rennsport hinaus dauernden Freundschaften mit Fahrern wie Mike Hailwood, Ralph Bryans oder Jim Redman. Aber auch die persönliche Freundschaft zur Familie des Honda-Gründers Soichiro Honda bleibt in meiner Erinnerung. Nach meinem Rücktritt wurde ich von Soichiro Honda mit meiner ganzen Familie nach Japan eingeladen, wo eine unvergessliche Abschiedsparty stattfand. Bis zu seinem Tod hat Soichiro Honda nie vergessen, dass ich ein wenig dazu beigetragen habe, seinen Namen in aller Welt bekanntzumachen. Noch heute stellt mir das Werk jedes Jahr leihweise eine neue Honda-Maschine zur Verfügung. ○



Realistin
Querdenker

Den Partner finden, der wirklich passt.

Kein Mensch ist wie der andere. Das wissenschaftliche PARSHIP-Prinzip vergleicht 30 wesentliche Persönlichkeitsmerkmale und schlägt Ihnen Partner vor, die Sie optimal ergänzen.

www.weltwoche.ch/partnersuche



DIE WELTWOCH

Wer passt zu Ihnen?
Jetzt kostenlos anmelden.



Dschungel der Grossstadt: Fotografie aus Bangkok von Peter Bialobrzeski.



Traumrest Natur

Von Daniele Musciconico

Es war einmal. Ein kleines Dorf in einem Pflaumenhain, wenige Hütten an einem breiten Strom, ein schöner Strom, ein fischreicher Strom, die Menschen, die an dem Wasser lebten, hiessen es Chao Phraya. Die Pflaumen waren süß, die Fische im Strom viele, und das Dorf wuchs an, wuchs zu einer Stadt. Das Wappen der Stadt, die blüht, wo einmal Bäume blühten, zeigt Indra, den König der Götter, der Gott des Sturms und des Regens, Indra, wie er auf Erawan sitzt, dem Elefanten mit den drei Köpfen.

In seiner Hand hält Indra einen Blitz. Es ist der Blitz, der dieses Bild erleuchtet hat, diese Fotografie hier aus Bangkok.

Ist es Tag, ist es Nacht? Die Stadt liegt in einer Amnesie. Die Stadt ist eine Alzheimerkranke. Egal, welche Uhrzeit die Zeiger behaupten: Die Stadt schläft nachts mit offenen Augen und hat auch tagsüber die Lider nur halb geöffnet. Mit jedem Lidschlag verliert sie die Erinnerung an ihre Vergangenheit, mit jedem Moment, der die Iris verdunkelt, mit jedem Bild, das auf die Netzhaut trifft. Und dort von ihr abfällt im Nu ins Vergessen. Es ist schwül und hell, es gibt zu keiner Stunde Gnade für niemanden, nicht für den Stein und nicht für den Baum. Hinter dem Vorhang seiner Lider träumt Bangkok von Pflaumen, von Fischen und von Elefanten, die drei Köpfe haben.

Ein fahles Mischlicht liegt über dem Traumrest Natur, den der Fotograf Peter Bialobrzeski aus Asien mitgebracht hat. Das Sonnenlicht in der Stadt als letztes grosses Anderes, Exotisches. Die Lichter der Grossstadt folgen im Unterschied zur Sonne keiner Richtung; die künstliche Sonne aus Natriumdampflampen, Autoscheinwerfern und angestrahlten Wolkenkratzen sind das eingeborene Licht von Bangkok.

Im Dschungel der Grossstadt hat Peter Bialobrzeski dieses Bild gemacht. Die Wolkenkratzer sind die grelle Urwaldlichtung; die Bäume sind die Schutzsuchenden, eingekreist, eingekesselt von der frenetischen Gefrässigkeit des Steins. Bialobrzeski fotografierte zur Abenddämmerung. Der Tag hängt noch erschöpft am Himmel, doch die Lampen brennen schon Löcher ins Zwielflicht.

Das Paradies, natürlich, ist menschenleer. Adam und Eva haben vom Baum der Erkenntnis gegessen und sind dann in eine Wohnung umgezogen, die dem Paradies gegenüberliegt. Die Häuser strahlen wie flüssiges Licht. Dort haben sie einen Blick auf die Natur, wenn sie wollen. Wenn sie nicht wollen, ziehen sie den Vorhang und schalten den Fernseher ein.

Ökologisches Gewissen

Daisy Lowe hat zwar keine Modelfigur, verdient aber dennoch ihr Geld damit. Auch sonst sei sie anders als die anderen, findet sie.



Eigene Massstäbe: It-Girl Lowe.

Daisy Lowe — Sie gehört zusammen mit den Geldof-Töchtern Peaches und Pixie sowie der Fernsehmoderatorin Alexa Chang zu den jungen Frauen, die momentan London rocken. Sie alle modeln ein wenig und machen sonst vor allem mit durchgefeierten Nächten Schlagzeilen, wenn sie in Kürzest-Minis und auf schwinderregend hohen Hacken morgens aus Klubs wanken. It-Girls nennt man sie, aber dieses Etikett mag Daisy Lowe überhaupt nicht. Sie ist die Tochter von Gavin Rossdale (Bush-Frontmann und Gatte von US-Sängerin Gwen Stefani) und Pearl Lowe und das neue Gesicht der Marc-by-Marc-Jacobs-Kampagne. Das ist angesichts ihres Status nicht weiter verwun-

derlich, wenn da nur nicht ihre Figur wäre: Lowe ist zwar schlank, aber nach Massstäben der Modebranche schlicht dick. Lowe kümmert das nicht, im Gegenteil: Sie unterscheidet sich nicht nur in körperlicher Hinsicht von Berühmtheiten wie Paris Hilton, lässt sie verlauten, schliesslich habe sie seit ihrem 17. Lebensjahr ihr eigenes Geld verdient und verfüge zudem über ein ausgeprägtes ökologisches Gewissen. An einer Demonstration gegen den G-20-Gipfel sagte sie unlängst in die Kameras: «Ich möchte den Leuten klarmachen, dass man nicht pausenlos konsumieren muss, um glücklich zu sein.» Das wird Marc Jacobs vermutlich nicht ganz so sehen. (bwe)

Jörg Trafoier — Der Sterne-Koch des Restaurants «Kuppelrain» in Kastelbell war letzte Woche in Zürich zu Gast, um zusammen mit der Südtirol-Marketing-Gesellschaft Journalisten seine Heimat näherzubringen und sie die korrekte Knödelzubereitung zu lehren. Was aufgefallen ist: 1. Die Südtiroler scheinen ein sehr humorvolles Volk zu sein mit einem zauberhaften Akzent: eine Art Hochdeutsch plus Kehllaute. Man sollte unbedingt mal dahin fahren. 2. Von Spitzenköchen kann man viel lernen, etwa die verschiedenen Arten, ein Stück (Südtiroler) Speck zu schneiden (immer gegen die Fleischfaser). 3. Journalisten werden gesellschaftlich teilweise nicht ganz zu Unrecht verachtet. Jedenfalls bestätigte der Kollege vom *Tages-Anzeiger* diesen Eindruck. Er betrat das Gourmet-Lokal «Wien Turin» an diesem Abend leicht verspätet, in Kapuzenpulli und mit offenen Schuhen. Vor allem aber hatte er einen recht stattlichen Hund dabei, der gemütlich zwischen den weissgedeckten Tischen umhertrottete und seine feuchte Nase überall ein bisschen reinsteckte. Selbstverständlich getraute sich niemand, etwas zu sagen. Man hätte ja als Tierhasser eingestuft werden können, auch nicht gerade die höchste gesellschaftliche Stufe. (das)

Debbie & Kaye — Um einem Kolumnisten vom Format eines Mark van Huisseling punkto *event credibility* das Wasser reichen zu können, braucht es schon deren zwei. Und zwar zwei Damen: Die Kommunikationsstudentin



Blattkritik: Redaktorinnen Neufeld, Anthon.

Deborah Neufeld und *Blick*-Redaktorin Kaye Anthon, um genau zu sein. Die Namen Debbie & Kaye tauchen seit September letzten Jahres nur unmerklich weniger oft auf Gästelisten

auf als jener MvHs. In der letzten ihrer montags erscheinenden *Blick*-Kolumne «Zwei für jeden Anlass» zerrissen sich die beiden ihre lippegelosten Lippen über *celebrities* in Lipperswil (zehn Jahre VIP-Service von Stefan und Renata Angehrn) und im Theater 11 in Oerlikon («Sky-Dance»). Dazu zwei erfreuliche Fussnoten: Zum einen verzichteten sie darauf, die Samstagabend-VIP-Party im «Dolder Grand» («a night at the grand – the glorious»), organisiert von Anthon's Freund Nico Maeder, zu erwähnen; zum anderen sei die MTV-Party ihrer Ansicht nach keines geschriebenen Wortes würdig gewesen – obschon der *Blick* drei Tage früher über denselben Anlass unter der Überschrift «MTV-Glamour für die Agglo» berichtete. Verfasserin: Kaye Anthon. Dass sie für Nepotismus nichts, für nach aussen formulierte Blattkritik hingegen viel übrig hat, ist ihr hoch anzurechnen. (os)

Roger Federer — Was treibt das Tennis-Ass in seiner Freizeit, jetzt, wo es frisch verheiratet ist? Er vergnügt sich auf Facebook, der Plauderbörse im Internet. Seit einer Woche ver-



«1052 975 Fans»: Tennis-Star Federer.

sorgt er dort regelmässig seine «1052 975 Fans» mit Informationen, schreibt über Benefizspiele oder fragt, welches Profilbild er auswählen soll. Selbstironie bewies er mit dem Hochladen eines neuen Gillette-Werbeclips, in dem er zu den Klängen des Disco-Hits «Stayin' Alive» in Plateauschuhen auftritt. Federer's Kommentar: «Ich kann nicht glauben, dass die mich überredet haben, diese Schuhe anzuziehen.» Innerhalb von weniger als drei Stunden erhielt er dazu knapp 2000 Rückmeldungen, und 1943 Leuten «gefällt dies», wie es im Facebook-Jargon heisst. (aku)



Meine Frauen

Kürzlich kritisierte unser Kolumnist den Stil der Männer. Heute geht es um das «schöne» Geschlecht (im In- und Ausland). Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Mailand. Ich hatte eine Einladung von Tod's, einem Schuh- und Lederwarenhersteller, zu einem Cocktail. Falls man meint, so ein Anlass in der Boutique sei fast ein wenig klein für MvH, freut mich das im Grunde, doch ich darf aufklären: Kein Anlass ist zu klein in Mailand für MvH. Die Stadt ist schliesslich eine *style capital* der Welt. Und es ist egal, um was für eine Veranstaltung es sich handelt bzw. wann diese stattfindet (ausser während *ferragosto*, logisch). *Any given event*, muss man sagen, obwohl man Neopatriot und Schweizfan ist, ist gut und vermutlich besser als ein sehr guter in Zürich oder Basel. (Falls man «besser» als gleich annimmt wie «Schönheit zum Aufsaugen für das Auge» jedenfalls.) Basel, nebenbei, würde ich hier eigentlich nicht bringen, ist ein bisschen Champions League verglichen mit Challenge League sozusagen, wenn nicht ... mehr weiter unten.

Das war jetzt ein Klischee (Events in Mailand hui; in CH pfui), ich weiss. Und das will man nicht von mir, weil das Klischee der Handlauf des verkrüppelten Verstands ist (der ist nicht von mir; Klischees sind aber oft richtig, vom Entwurf her, muss man auch sagen). Auf jeden Fall ist ein Anlass, an den der Veranstalter Journalisten und Leute wie Ihren Kolumnisten einlädt, ein Anlass, von dem man ziemlich viel erwarten darf, finde ich. Beispielsweise dass man den Gastgeber trifft (Diego Della Valle, dem zirka zwei Drittel der Firma Tod's gehören, stand beim Eingang und talkte small mit jedem, der wollte). Oder dass es bereits recht

viele Gäste gibt, obwohl man *fashionably early* kommt (Cocktail von 18 bis 22 Uhr, MvH war um 19 Uhr dort, man hat Pläne für später, *no?*). Und dass einem mindestens eine Person begegnet, die bekannt genug ist, dass man sie nicht einführen muss bei seinen Lesern – **Fiona Swarovski**. Sie hat, wenn wir es schon von ihr haben, gute Beine, ist schön aufgemacht und lustig in der Art. Aber in meinen Augen nicht so betörend, wie es immer heisst in Zeitungen und Zeitschriften. (Man möchte die Zeile «hinten Lyzeum, vorne Museum» erfinden, wenn es sie noch nicht gäbe.)

Jetzt zum Handlauf des verkrüppelten Verstands. Was *chez nous* viele Leute nicht wissen, so sieht es aus: Man muss als Gast auch etwas tun, damit aus einem Anlass ein *Anlass* wird. Beispielsweise sich zurechtmachen. Ausgehen ist ein Job, sage ich immer (und zwar nicht nur, wenn man MvH ist, auch für Frauen). Das heisst, es ist okay, Jeans, T-Shirt und Ballerinas zu tragen – falls man ein Supermodel ist. Alle anderen *better do dress up*. In Mailand kommen sie vom Coiffeur, in Kleidern (mit Ausschnitt) und auf Absätzen. In Zürich werden Haare zusammengebunden («Es gibt Wichtigeres als Haare waschen, oder?»), haben Frauen abends Hosen und Tops an, die tagsüber gut genug waren für das Büro, und Schuhe, die atmen. Nicht alle in Zürich, schon klar; als MvH muss man ab und zu ein *terrible simplificateur* sein. (Die meisten meiner Leserinnen z. B. sind vermutlich anders, mehr Milano-mässig, nehme ich an.) Interessant, weshalb ist das so? Weil es auf Veranstaltungen in Mailand (Paris, London, irgendwo) immer mehr Frauen gibt als Männer; das ist von dem Abc des «How to throw a party» das A. Bloss in Zürich ist das Zahlenverhältnis wie in einer Singlebar.

Nach Basel. Bei der Veranstaltung «25 Jahre Tally Weijl» handelte es sich im Grunde um einen Mitarbeiteranlass. Ich finde es ja in Ordnung, wenn Firmenjahrestage für Angestellte sind und diese einen Abend mit Alkohol, Housemusic und Steptanzen bekommen. (Nur weiss ich nicht, weshalb man dann Journalisten und Leute wie Ihren Kolumnisten einlädt und ihnen «internationale Topmodels» sowie «nationale Prominenz» verspricht.)

On the bright side: Der Veranstaltungsort mit Namen «Markthalle» hat mich beeindruckt – so etwas Grosses gibt es nicht in Zürich. Und die Firmenmitgründerin **Tally Elfassi-Weijl** war zurechtgemacht wie eine Frau, die ausgeht in Mailand. Ihre zirka tausend Verkäuferinnen trugen in der Mehrheit Kleider («totally sexy», Eigenwerbung) aus ihren Geschäften, glaube ich (MvH ist nicht der Kenner von, sagen wir, Budgetmode für unter Zwanzigjährige). Das ist eine schöne Corporate-Identity-Botschaft, in meinen Augen. Aber nicht so ein schönes Bild. Man kann etwas auch zu sehr wollen (*totally sexy* sein nämlich). Ich wünschte mir tausend Zürcherinnen um mich.

«Mode in der Schweiz ist irgendwie tabu»

Play, Fotografin mit eigenem Blog und stets auf der Jagd nach gutangezogenen Menschen, über die Weigerung der Schweizerinnen, High Heels zu tragen, und über Modemagazine, die man lesen muss.



«Eine Prise Humor schadet nie»: Play (l.) mit Künstler Terence Koh.

Gibt es einen typischen Schweizer Stil?

Die Schweizer mögen's eher sportlich-praktisch. Die Schweizerinnen weigern sich hartnäckig, High Heels zu tragen. Schade eigentlich, flachschuhig wie Carla Bruni-Sarkozy das Leben zu fristen, und das erst noch freiwillig. Oder sind Schweizer Männer heimliche Sarkozys? Manchmal habe ich den Eindruck, Mode ist in der Schweiz wie Sex früher: irgendwie tabu, irgendwie keimfrei, irgendwie rezeptpflichtig.

Wo sind die Leute am besten angezogen? Und was heisst überhaupt «gut angezogen»?

In London. Nirgends ist die Dichte an modischen Exzentrikern so gross wie in der Hauptstadt des Vereinigten Königreichs. Die Briten gehen ja grundsätzlich pessimistisch durchs Leben. Niemand beherrscht die Kunst des schwarzen Humors und des stilvollen Scheiterns so grandios wie sie.

Eine Definition von «gut angezogen» wäre also, keine Angst vorm Scheitern zu haben. Und eine Prise Humor schadet nie.

Welches ist der schlimmste bzw. häufigste Fehler, den die Leute beim Anziehen begehen?

In der Schweiz definitiv klobiges Schuhwerk. Hat speziell in der City nichts zu suchen.

Was wird der nächste grosse Trend?

Nachhaltiger Luxus. Do-it-yourself-Mode, die nicht handgestrickt aussieht. Grüne Mode, die bei *fashionistas* keine Krise auslöst.

Welcher Trend, der gross als solcher angekündigt wurde, wird sich nicht durchsetzen?

Ich kann mir nicht vorstellen, dass in der Schweiz Pluderhosen in Windel-Optik flächendeckend Verbreitung finden. Aber das sagte ich bei den Leggings auch.

Was braucht man diesen Sommer unbedingt?

Ich fürchte, einen Designer-Strampelanzug, kombiniert mit High Heels in Patisserie-Optik. Glücklicherweise ist auch Statement-Swimwear voll im Trend.

Was geht gar nicht mehr?

Knielange Leggings, kombiniert mit Röckchen. Und diese knallbunten New-Rave-Sonnenbrillen sind so was von vor zwei Jahren.

Wer ist der bestangezogene Schweizer, die bestangezogene Schweizerin?

Ich hoffe, dass Uma Thurman endlich ihren Genfer Freund heiratet und die Schweizer Staatsbürgerschaft annimmt. Ansonsten kann man den Kleidungsstil hiesiger Cervelat-Promis getrost unter modische Realsatire abhaken.

Weshalb haben Modeblogs die Magazine als Trendsetter abgelöst?

Ganz einfach: Ein Trend ist erst ein Trend, wenn er auf einem Modeblog erscheint. Kein Medium ist schneller und unmittelbarer am Puls der Mode. Ein Klick genügt, und man weiss, was in London, Paris oder Sydney angesagt ist. Und nicht unwesentlich in Krisenzeiten: Blogs liefern das gratis.

Welche Blogs empfehlen Sie?

Olivier Zahm, der Herausgeber von *Purple*, hat in letzter Zeit infolge der Finanzkrise mehr Zeit für die schönen Dinge des Lebens. Wie einen eigenen Blog zu betreiben:

www.purple-diary.com. Garance Doré porträtiert Pariserinnen und andere stets umwerfend gut gestylte Frauen:

www.garancedore.fr/en. Todd Selby fotografiert interessante und stylische Leute in deren kreativer Umgebung: www.theselby.com.

Das tägliche *must-read* für Leute im Modebusiness: www.businessoffashion.com.

Die Schweizer Modeblog-Instanz: www.hopehope.ch

Soll man überhaupt noch Modemagazine lesen? Wenn ja, welche?

Purple, *Pop* und *Fantastic Man* reichen aus.

Weshalb ist die Schweiz modemässig eine Wüste?

Schweizer wollen grundsätzlich nicht aufpassen und in Ruhe gelassen werden. Dementsprechend öd und karg sieht die Modelandschaft hier aus. Und solange Ex-Missen als Mode-Expertinnen gelten, werden wir noch ewig ein Entwicklungsland bleiben, *je suis désolée*.

Auf www.playlust.net dokumentiert das «Zürich Look Book» den aktuellen Stil der Zürcherinnen und Zürcher. Die Fragen stellte Bettina Weber.

Die Sonne bringt sie an den Tag

Von Jürg Zbinden

Sie ist der Mystery-Thriller unter den Augen-
gläsern: die Sonnenbrille. Cool, sophisticated,
funky, bei Bedarf Distanz schaffend wie ein
Bodyguard. Prominente sind vernarrt in sie,
Hinz und Kunz machen es ihnen nach. Ihre
Ladyschaft trägt sie oft als Tiara im Haar, und
auch der Möchtegern deponiert sie über der
Stirn. Lassen wir sie liegen, so trauern wir ihr
länger hinterher als etwa Handschuhen oder
dem Regenschirm. «Oben ohne» ist das Image
schnell einmal *perdu*, das heisst futsch. Die
Sonnenbrille birgt ein hohes Suchtpotenzial,
und sie kennt nur einen natürlichen Feind: die
Dunkelheit der Nacht.

1 — Feuerwehrrrot und Türkis hypnotisieren.
Da fehlt bloss noch der Lolly zwischen den ge-
glossenen Lippen, und fertig ist der Lolita-Look.
Xenia Tchoumitcheva sollte sich dieses laszive
Modell auf ihr Näschen setzen und als «Bond
Babe» vorstellig werden. Vielleicht räkelt sie
sich dann schon im nächsten Abenteuer von
007 und avanciert zur «Xenia Nazionale». Dolce & Gabbana, Fr. 416.–.

2 — Auf den Modellen «Aviator» und «Wayfarer»
gründet die weltumspannende Popularität der
Marke Ray-Ban. Diese futuristischen
shades (Fr. 205.–) in hartem Schwarzweiss ze-
igen, dass Ray-Ban auch anders kann.

3 — Die kühn geschwungene Prada in Schwarz/
Silber signalisiert mondäne Noblesse. Und
auch bei ihr gilt wie bei den meisten Sonnen-
brillen der Saison: Grösser ist besser. Kosten-
punkt: Fr. 370.–.

4 — Persol (von *per il sole* = für die Sonne) hat
eine lange Celebrity-Tradition. Der berühm-
teste Repräsentant des italienischen Sonnen-
brillenherstellers war Marcello Mastroianni,
der in Fellinis «La dolce vita» kaum in einer
Szene ohne seine Persol zu sehen ist. Der Klas-
siker kostet Fr. 284.–.

5 — Violett ist die Farbe der Frauen (und jener,
die sie imitieren). Eine komplexe Farbe, mit
der sich auf der Klaviatur von Kreativität bis
Exzentrik spielen lässt. Sie steht für das Künst-
liche, Stilisierte, war die Farbe des Jugendstils.
Je nach Licht verändert sich die Wahrnehmung
ins Bläuliche oder Rötliche. Deshalb gilt sie als
Farbe der Täuschung und Untreue. Violett ruft
die stärkste Ambivalenz aller Farben hervor
und passt zu allen Unangepassten. Von Miu
Miu für Fr. 287.–.





Auto

Das Brüllen des Achtzylinders

Der Mercedes C 63 AMG hat unseren Tester komplett entzückt. Und ihn auf eine patentwürdige Formel gebracht. *Von Ulf Poschardt*

Das Berufsleben als Autotester liefert mitunter existenzielle Pointen. Berichtete ich letzte Woche von senioralen Gefühlen im VW Scirocco mit dem aufgebrezelten Vierzylindermotor, so darf ich diese Woche den automobilen Gegenentwurf testen: einen Mercedes C 63 von AMG, mit einem fast protzigen Leistungsprofil versehen: 6,2 Liter Hubraum, 600 Newtonmeter Drehmoment, von 0 auf 100 km/h in 4,5 Sekunden, Höchstgeschwindigkeit wahlweise mit 250 oder 280 km/h Spitze, je nachdem wie mutig bzw. reif der Fahrer sich fühlt. Eigentlich gibt es keine

Wahl: Bei einem Auto, das Tempo 250 derart erholt und unherausgefordert erreicht, muss die für die Konstitution des Autos vollkommen undramatische Höchstgeschwindigkeit von 280 km/h anstreben. Auch wenn sie nur ein oder zwei Mal im Jahr auf der deutschen Autobahn ausgefahren werden kann oder will.

Der C 63 kann aber auch sein ganzes Leben ohne Coming-out als Sportwagen fristen. Dazu ist die 7-Gang-Automatik geschmeidig genug, und das harte, sehr sportliche Fahrwerk ist schlaglochauglich. Man ignoriert andere Verkehrsteilnehmer und tänzelt, von der eigenen Überlegenheit etwas geschmeichelt, forsch durch die hektische Grossstadt.

Fühlte ich mich im Scirocco zu alt, zwingt mich die Leistungsfülle des Limousinchens aus dem Schwäbischen zur gutsherrenartigen Reife. Eigentlich! Denn obwohl gefordert, scheint sie mir in den zwei Wochen des Testes dann doch weitgehend abhandeln zu kommen. Die Verlockung, das Brüllen der acht Zylinder und das kontrollierte Ausbrechen des Hecks im Verkehrsalltag auszutesten, blieb zu gross. Nur gut Versicherte sollten dabei die elektro-

nischen Fahrhilfen ausschalten. Die ledernen Rennschalen pumpen Rennsport-Adrenalin auch in sonst eher zivilisierte Angestelltenhirne. Das Lenkrad mit dem abgeflachten unteren Rand liegt sehr gut in der Hand und verführt zum virtuosen Einsatz: Direkt, kompromisslos, leichtgängig reagiert der Wagen auf jede Idee des Fahrers.

So viel Wucht, mit Understatement verpackt (trotz Powerdomes auf der Motorhaube, Min Heckspoiler und den üppigen Endrohren), betört auch Vielfahrer. Nur an den ersten zwei Tagen wurde die Euphorie durch quietschende Reifen beschämt, danach überwog wieder die Freude am Tarnflug, wenn der Motor im niedrigsten Drehzahlbereich an den anderen Autos vorbeisäuselte, um wieder ins Brüllen zurückzufallen, wenn das Tempolimit verschwand.

In der Stadt verbraucht der C 63 mindestens zwanzig Liter. Die Tanknadel fällt wie eine Bahnschranke, wenn man das Fauchen des Motors zum Soundtrack der Fahrt ins Büro machen will. Das ist nicht zeitgemäss, klar, aber für die sportliche Fahrkultur gibt es nichts Entscheidenderes als Hubraum. Je älter ich werde, umso klarer spüre ich dies. Die Formel «Alter \times 100 = max. Hubraum in ccm», die lasse ich patentieren.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der Welt am Sonntag in Berlin.

Mercedes C 63 AMG

Hubraum: 6208 ccm
Leistung: 457 PS
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: 110 100 Franken



Basler Aromatherapie

Tanja Grandits kombiniert im «Stucki» virtuos Geschmäcke, die nur scheinbar nicht zusammengehören. Von David Schnapp

Beim Essen sparen die Basler anscheinend auch in wirtschaftlich angespannten Zeiten nicht. Das Lokal von Tanja und René Graf Grandits ist voll an diesem Samstag und das Servicepersonal nicht immer auf der Höhe des Geschehens – ganz im Gegensatz zum Team in der Küche. So bekommen wir zum Beispiel anstelle der ausdrücklich verlangten Weinberatung eine Karte hingelegt, und bei der Käseauswahl zum Schluss gehen die angekündigten Chutneys vergessen.

Um einen Querschnitt durch Tanja Grandits' Schaffen zu bekommen, entscheide ich mich für das Menü (Fr. 150.–) aus sechs Gängen plus «Aromagrüssen», wie es auf der Karte heisst. Als bald werde ich auf eine faszinierende Reise durch Tanjas Welt geschickt. Auf der Karte tönt das etwas gar technisch, wenn von «Randenesenz mit Sake, Wasabi-Sauerrahm-Tortellini & Sushi mit teegeräucherter Entenbrust» die Rede ist. Auf dem Teller aber fasziniert das Zusammenspiel von unterschiedlichsten, teilweise scheinbar unvereinbaren Aromen und Geschmächen. Es gibt ja Leute, zum Beispiel

Kollege MvH, die behaupten, diese Art der Gourmet-Küche sei vorbei: «Alles überhaupt nicht hier und heute.» Man kann das als MvH schreiben, aber ein Rindsfilet kriegt jeder Kantinenkoch medium hin, das ist keine Kunst.

Grandits' Kunst sind ihre Kombinationen, die nie für die Galerie gemacht sind. Ihre Arrangements ergänzen sich perfekt. Ich freue mich am Thunfisch mit Kartoffel-Rosmarin-Purée oder an Kalbsfilet und Kalbsbäggli, alles flankiert von ausgezeichneten kleinen Geschmacksverstärkern, deren Bezeichnungen ich mir unmöglich merken konnte.

Abseits des eher filigranen Menüs mit den vielen kleinen Aroma-Einheiten geht es im «Stucki» auch anders. Mein bezauberndes Gegenüber erhält ein ordentliches Stück Walliser Bergglammrücken, rosa und zart und ergänzt mit einer Soja-Kakaoglasur, Maisbrotknödel und Cima di Rapa. Das ist währschaft und kunstvoll zugleich, Gourmet-Küche, neuester Stand sozusagen.

Restaurant Stucki, Bruderholzallee 42, 4059 Basel. Tel. 061 361 82 22. Dienstag bis Samstag. www.stuckibaseli.ch



Gourmet-Küche, neuester Stand: «Stucki»-Wirtefamilie Graf Grandits.

Unterm Wind

Von Peter Rüedi



Mit Weinen ist es eigentlich wie mit der Kunst. Was etwas taugt, braucht keine Erklärungen. Im Prinzip. In Wahrheit gibt's Weine, die sich ranschmeissen, und welche, bei denen die Entdeckung der tieferen Schönheiten einen Teil des Vergnügens ausmacht. Gerät der Lobende bei ersteren in den Verdacht, er sei ein Snob, so bei letzteren in den, er wolle eine Braut schönreden, die besser unter ihren Schleiern versteckt bliebe. Tatsächlich ist ja Misstrauen angezeigt, wenn bei einer Dame zu sehr der Charakter gelobt wird (und nicht nur bei einer Dame). Bei den Weinen, welche die Geschwister Isabelle und Christoph Fahrni auf Villa Vestri in der Nähe von Pisa machen, ist dies allerdings unerlässlich. Sie sind so eigenwillig und ausserhalb allen Chianti-Mainstreams, dass sie ein Plädoyer für etwas Aufmerksamkeit und Geduld verdienen. Wer sich die Zeit für sie nicht nimmt, ist selber schuld.

Der scheinbar Schlichtere, ein fast reiner Sangiovese aus dem Klon F9 (dies für Kenner), kam doch tatsächlich, als Jahrgang 2005, eben erst auf die Flasche, und zwar («No barrique, no Berlusconi») aus dem Stahl- und dem Zementtank. Ein tanninreiches Muskelpaket mit dem Namen «Sotto il Vento» (der Klon macht's, nicht das Holz!), konzentriert, ein unzimmerlicher, aber niemals banaler Wein zu einem exzellenten Preis. Nicht bäurisch, eher die Inszenierung stilvoller Ländlichkeit wie in einer Renaissancelandschaft.

Der andere heisst «Notte», sah ebenfalls kein Holz (es sei denn das 1400-Liter-Fass), ist in der Version 2004 seit Herbst 2008 auf der Flasche: eine dunkelfruchtige, würzige Cuvée von Merlot und Syrah (halb, halb). Naturnahe Produktion, kleine Quantitäten (vom Sotto il Vento gut 10 000, vom Notte gerade mal knapp 5000 Flaschen). Mein (allerdings ganz persönlicher) Favorit ist der Sangiovese. Bei einem guten Sangiovese brechen meine objektiven Leitplanken hoffnungslos ein. Sicher aber ist Villa Vestri insgesamt der absolute Geheimtipp. Noch scheinen ihre Weine in keinem Führer auf. Wetten, dass das nicht lang so bleibt?

Villa Vestri, Cevoli di Lari, Pisa (villavestri@yahoo.it):
Sotto il Vento Sangiovese 2005. 14%. Fr. 16.50
Notte Rosso Toscana 2004. 14%. Fr. 34.–
 Beide bei Déjà bu, Wetzikon (www.dejabu.ch)

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Michael Theurillat**: Sechseläuten
(Ullstein)
- 2 (3) **Martin Suter**:
Das Bonus-Geheimnis (*Diogenes*)
- 3 (2) **Daniel Glattauer**:
Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 4 (5) **Gregory D. Roberts**: Shantaram
(Goldmann)
- 5 (6) **Sarah Kuttner**: Mängelexemplar
(Fischer)
- 6 (-) **Charlotte Roche**: Feuchtgebiete
(DuMont)
- 7 (4) **Klaus Merz**: Der Argentinier (*Haymon*)
- 8 (7) **Brian D'Amato**: 2012: Das Ende aller
Zeiten (*Lübbe*)
- 9 (8) **Lukas Hartmann**:
Bis ans Ende der Meere (*Diogenes*)
- 10 (-) **Markus Heitz**: Die Legenden der Albai
(Piper)

Sachbücher

- 1 (2) **Eckart von Hirschhausen**:
Glück kommt selten allein ... (*Rowohlt*)
- 2 (1) **Largo, Beglinger**: Schülerjahre (*Piper*)
- 3 (3) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler**:
50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 4 (4) **Kaspar Villiger**: Eine Willensnation
muss wollen (*NZZ Libro*)
- 5 (7) **Nik Hartmann**: Über Stock und Stein
(*Edition Fona*)
- 6 (6) **Rhonda Byrne**: Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 7 (5) **Bernhard Moestl**: Shaolin (*Knaur*)
- 8 (10) **Richard D. Precht**: Liebe.
Ein unordentliches Gefühl (*Goldmann*)
- 9 (-) **Richard D. Precht**: Wer bin ich –
und wenn ja, wie viele? (*Goldmann*)
- 10 (-) **Ernst J. Schneider**: Zivilgesetzbuch,
Obligationenrecht (*Orell Füssli*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Media Control

Apropos: Egon Friedell

Soll man sich über den Zweck des Lebens Gedanken machen? Nur, wenn es nicht anders geht, meine ich. Und vorausgesetzt, man hat Egon Friedell zur Hand. Letzteres fällt dem nomadischen Menschen leichter, seit Diogenes Friedells ausgewählte Essays in einer reise-freudigen Taschenbuchausgabe herausgebracht hat. Sie heisst «Vom Schaltwerk der Gedanken» und verschaltet Geistesnahrung über Geschichte mit jener über Politik, Philosophie, Religion, Theater und Literatur. Der schöne Band birgt «praktische Lebenskunst» genauso wie eine Einführung in den Dilettantismus. Friedell, der vielleicht genialste Essayist, der je in deutscher Sprache geschrieben hat, hell-sichtig und mit stilistischer Bravour, lehrt uns in der Krise nämlich das Entscheidende: Denken als höchsten Selbstgenuss – und höchste Selbstzerstörung. (MD)

Literatur

Wider die Auspacker

Werner Weber hat Literaturkritik als Kunst betrieben. Mit den grossen Autoren des 20. Jahrhunderts tauschte er Briefe. Voller Spannung war das Verhältnis zu Max Frisch. Von Thomas Feitknecht

Sein literarisches Erweckungserlebnis hatte er als Gymnasiast bei einer Lesung von Ernst Wiechert, er sandte als junger Mann seine Naturgedichte an Hermann Hesse, er kritisierte als NZZ-Feuilletonchef die Massstabslosigkeit der zeitgenössischen Literatur und förderte trotzdem wie kein anderer kommende Autoren. Als Universitätsprofessor begeisterte er eine Generation Studierender, und als Verwaltungsratspräsident des Zürcher Schauspielhauses unterstützte er kompromisslos die Uraufführung von Max Frischs umstrittenem Stück «Jonas und sein Veteran»: Werner Weber, der in diesem Jahr seinen 90. Geburtstag hätte feiern können, war eine herausragende literarische Persönlichkeit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Schriftsteller und Kritikerkollegen anerkannten und würdigten schon früh Webers Wirken. Das zeigen die an ihn gerichteten Briefe in seinem Nachlass im Schweizerischen Literaturarchiv (SLA) der Schweizerischen Nationalbibliothek in Bern – Schreiben von rund 700 Persönlichkeiten, von C. J. Burckhardt über Paul Celan, Friedrich Dürrenmatt, Max Frisch, Hermann Hesse, Hugo Loetscher, Thomas Mann, Adolf Muschg, Marcel Reich-Ranicki, Nelly Sachs und Emil Staiger bis Carl Zuckmayer.

Prominente Bewunderer

«Sie haben meine literarischen Arbeiten von allen Anfängen an verfolgt – mit einer Aufmerksamkeit, die ich mir wünschte, die ich mir zu wünschen aber kein Recht hatte. Sie gewährten mir die Möglichkeiten zu publizieren, zu einer Zeit, wo wenige nach meinen Manuskripten fragten», schrieb Hugo Loetscher 1967. Und Marcel Reich-Ranicki meinte 1964: «Ich habe Ihre Kritik meines Buches mit Vergnügen, mit Gewinn und schliesslich – ich übertreibe nicht – mit Bewunderung gelesen. Wiedereinmal ist Ihnen ein vorzügliches Prosa-stück gelungen, klug und gütig, diplomatisch und nobel. Und vor allem: wunderbar geschrieben. [...] Sie machen aus der Kritik der Literatur eine Kunst.»

Beispielhaft für die Fähigkeit Webers, auf Autoren einzugehen, ihr Schaffen verständnisvoll zu analysieren, vor harter Kritik auch nicht zurückzuschrecken – und später aus besserer Einsicht heraus selbstkritisch sein Urteil zu revidieren –, ist der Briefwechsel mit Max Frisch. Schon dessen erster Brief im Oktober 1946 fasst das zusammen: «Ich habe eben, un-

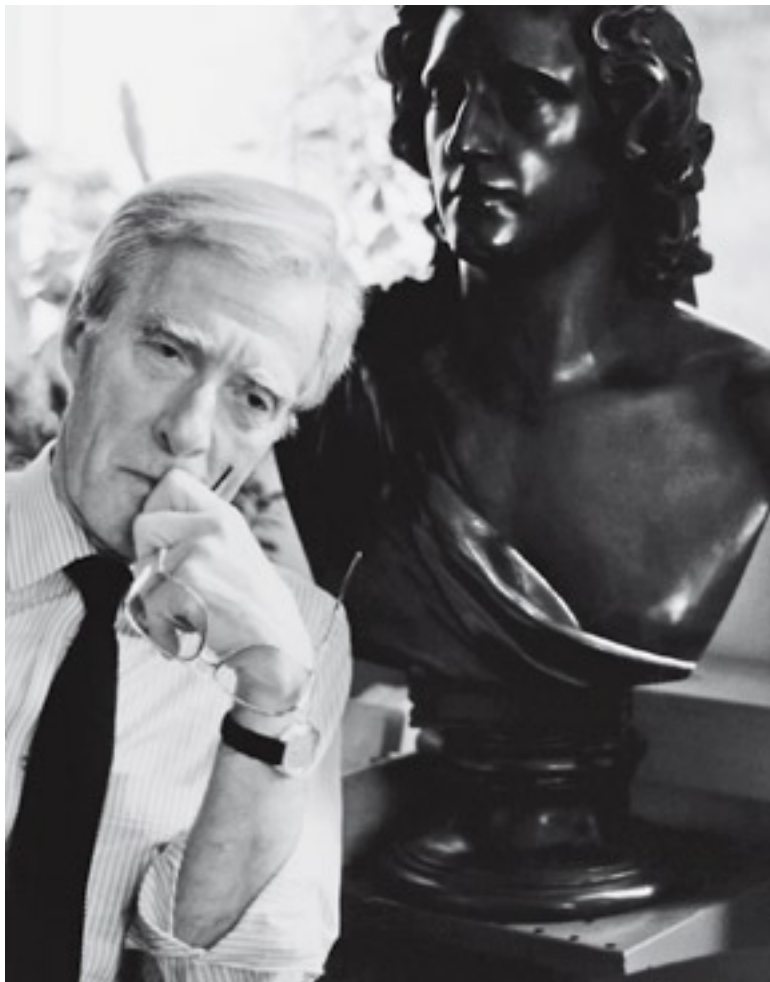
terwegs zur Stätte meines Alltags, Ihre Rezension der «Chinesischen Mauer» gelesen – wenn ich mich bei Ihnen bedanken möchte, so sei es nicht für das Lob, das mich natürlicherweise freut; man kann sich dafür so wenig bedanken, wie man sich über das Gegenteil beschweren kann – aber für Eines darf man danken: für die ernsthafte und gewissenhafte Arbeit!»

Neues zum Zürcher Literaturstreit

Dass Weber Vorbehalte gegenüber Frisch, ja gegenüber der damaligen Literatur überhaupt hegte, drückte er 1951 nach Erscheinen von «Graf Öderland» in einem Brief an den Manesse-Verleger Walther Meier aus: «Wir sind ins Schwadronieren gekommen; wer etwa noch von Drama, epischer Dichtung, Lyrik redet, ist ein Bürgerlein. Und das wäre alles schön, wenn uns die kühnen Dichter nicht oft so jämmerlich hilflos vorkämen (siehe einer das neue Stück von Max Frisch an).» Das hinderte Weber allerdings nicht, sich öffentlich für Frisch einzusetzen – wann immer sich die Gelegenheit bot. Als Jurymitglied schanzte er ihm 1957 für den Roman «Homo faber» den damals äusserst wichtigen Charles-Veillon-Preis für den deutschsprachigen Roman zu. Und als Frisch 1958 mit dem Literaturpreis der Stadt Zürich ausgezeichnet wurde, fand Weber in der NZZ, diese Ehrung sei überfällig.

Dass Ende 1966 der Zürcher Literaturstreit nicht aus heiterem Himmel ausbrach, ist ebenfalls in Webers Briefwechsel mit Max Frisch nachzulesen. Nachdem Weber in seiner Rede «Kultur als Gerücht» zur Eröffnung der Frankfurter Buchmesse 1960 gegen die «Auspackerkunst» zu Felde gezogen war, gegen die «Literatur des unbeschränkten Aussprechens aller Dinge», schrieb ihm Frisch einen langen Brief voller bohrender Fragen: «Kultur als Gerücht, Ihre blanke Rede zur letzten Buchmesse – da und dort habe ich schon davon gehört, darüber gelesen. Zitatweise: «Auspackerkunst». So ein Wort, Sie sehen's, macht rasch Schule. Was Sie damit genau meinen, fragte ich mich; ich wollte Sie stets um den Text bitten, ja, unbedingt, um nicht zwischen Leuten, die Ihnen herzlich zustimmen, und einigen Schriftstellern, die ich mag, so hilflos verstummen zu müssen.»

Wie Werner Weber geantwortet hat, ist nicht überliefert. Denn Max Frisch hat keinen der Briefe aufbewahrt, die ihm Werner Weber vor 1989 geschickt hatte. Und das war eine direkte Folge des Literaturstreits, den Emil Staiger am 17. Dezember 1966 mit seiner Rede zur Verdand-



Kritisch gewürdigt: Werner Weber.



Späte Versöhnung: Max Frisch.

kung des Zürcher Literaturpreises auslöste. Er sagte darin im Wesentlichen, was Werner Weber bereits in seiner Rede an der Frankfurter Buchmesse 1960 geäußert und seither wiederholt hatte. Ohne Namen zu nennen – wie Weber –, prangerte Staiger die «heute über die ganze westliche Welt verbreitete Legion von Dichtern [an], deren Lebensberuf es ist, im Scheusslichen und Gemeinen zu wühlen». Die Rede gipfelte in einer Frage, die seither sprichwörtlich geworden ist: «Wenn solche Dichter behaupten, die Kloake sei ein Bild der wahren Welt, Zuhälter, Dirnen und Verbrecher Repräsentanten der wahren, ungeschminkten Menschheit, so frage ich: In welchen Kreisen verkehren sie?»

Während das Publikum im Saal mit seinem Beifall bekundete, dass es Staigers Ansichten mehrheitlich teilte, brach in den Medien ein Proteststurm los. Max Frisch, enger Freund von Emil Staiger, antwortete am schärfsten. In einer ersten Reaktion in der *Weltwoche* äusserte er sich im gleichen Stil und mit den genau gleichen Fragen wie sechs Jahre zuvor in seinem Brief zu Webers Frankfurter Rede. Ein zweiter Text Frischs erschien einige Tage später in der *NZZ*, auf der gleichen Seite gefolgt von einer Replik Webers, der Frischs Argumentation zerzauste. Privat dankte Weber seinem Freund Emil Staiger in einem Brief unmittelbar nach der Rede «aus Herzensgrund» und betonte,

dass von nun an «die Öffentlichkeit nicht mehr gleichgültig mitmacht, wenn unverantwortlich Zeitgenössisches als das einzig Glaubhafte behauptet wird». Öffentlich konnte und wollte er angesichts der entstandenen Polemik in der Zeitung nicht voll dazu stehen. Frisch brach seinen Kontakt zu Weber ab. Ein zweiter Konfliktstoff trug dazu bei: Max Frischs «Tagebuch 1966–1971» wurde in der *NZZ* nicht besprochen. Werner Weber wurde dafür haftbar gemacht.

Späte Versöhnung

Es war Werner Weber, der nach über zwei Jahrzehnten im Frühjahr 1988 die Verbindung zu Frisch wieder suchte. Frisch antwortete zögernd: «Ja, Werner Weber, wie soll ich Sie anreden? [...] ich habe einen ernsten Hader mit Ihnen/gegen Sie, sogar mehr: ein Misstrauen.» Von Werner Weber ist nur der Entwurf eines Antwortbriefs überliefert; ob er geschrieben und abgeschickt worden ist, ob er von Frisch weggeworfen wurde, wie alle vorangegangenen Briefe Webers – wir wissen es nicht. Hingegen erfahren wir im Briefentwurf, was Weber damals an Frischs Reaktion bewegte: «... sogar mehr: ein Misstrauen. Dagegen kann ich nicht anreden, wohl aber kann ich sagen: ich begreife es. Und wie! Einmal, vor nun auch schon vielen Jahren, war so plötzlich wie unangenehm mein Misstrauen über mich sel-

ber da.» Kurze Zeit später trafen sich die beiden zu einem Gespräch, das im Jahr darauf eine erste Fortsetzung fand.

Damit war der Bann gebrochen. Und Weber hatte im Herbst 1989 Gelegenheit, Frischs Vertrauen endgültig zurückzugewinnen, als im Schauspielhaus Zürich die Uraufführung von «Jonas und sein Veteran» angesetzt war, der Theaterfassung von «Schweiz ohne Armee? Ein Palaver». Das war im Vorfeld der Volksabstimmung über die Initiative der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) hoch umstritten, aber Werner Weber setzte sich unter Androhung seines Rücktritts als Verwaltungsratspräsident des Schauspielhauses vorbehaltlos dafür ein. Fünf Wochen vor seinem Tod bestätigte Frisch die Versöhnung mit den Worten: «Unser letztes Gespräch, glaube ich, ist unser letztes Gespräch gewesen, es war ein erfreuliches. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Besuche hier, ich hätte noch einige Fragen gehabt, darunter eine oder zwei, die nur Sie, Wb., beantworten können.»

Werner Weber: Briefwechsel des Literaturkritikers aus sechs Jahrzehnten. Herausgegeben von Thomas Feitknecht. *NZZ Libro*. 376 S., Fr. 48.–

Podiumsgespräch in Erinnerung an Werner Weber mit Adolf Muschg, Peter von Matt, Martin Meyer, Thomas Feitknecht; Moderation: Roman Bucheli. 11.5., 19.30 Uhr, Zunfthaus zur Schmeiden, Zürich

Abstraktion und Einfühlung

Von Peter Rüedi

Mephisto war (ausser Gott) alles, also auch Kunstkritiker. Jedenfalls trifft sein berühmter Satz auf manches zu, was über Kunst geschrieben wird, folglich auch auf diese Kolumne: «Denn eben, wo Begriffe fehlen/ Da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein.» Wo, wenn nicht in der Musik? Deshalb wird da so gern mit Dualismen operiert, mit Scheinbegriffen. Zwar hat der alte Wilhelm Worringer seine Formel «Abstraktion und Einfühlung» aus der Betrachtung der bildenden Kunst destilliert. Verstehen wir sie nicht ausschliessend, sondern zum Ideal kumuliert, umschreibt sie die Summe der Musik. Johann Sebastian Bach, zum Beispiel. Da ist alles Struktur, aber welche, die bewegt – sich selbst und uns. Fällt mir so ein, wie ich eine Musik höre, die dem Anschein nach wenig mit Bach zu schaffen hat und doch auf wundersame Weise gleichzeitig abstrakt und «einfühlbar» ist: das Trio Fly des Saxofonisten Mark Turner, des Bassisten Larry Grenadier und des Drummers Jeff Ballard.

Nun gilt die «Formel Saxofon plus Rhythmik» ohne weiteres harmonisches Unterfutter von Piano oder Gitarre als besonders spröde, selbst wenn ein Tenorist wie Sonny Rollins uns und sich kaum Luft lässt (von John Coltrane nicht zu reden). Mark Turner macht das Gegenteil. Er spielt das Tenorsax sozusagen gegen seine Natur, oft in den obersten Registern, als wollte er ihm einen Astralleib erfinden. Er hat jeden Mut zur Pause (auch auf dem Soprano), versteht sich als Partner in einem gleichseitigen Dreieck. So will diese aufs erste Hinhören asketische Musik wahrgenommen werden: als eine multilaterale Kunst des sublimen Gleichgewichts. Ein bisschen ist das wie mit der Polyphonie (also doch Bach!). Eine dreistimmige Fuge hören braucht etwas Training. Fly sollte man mindestens fünf Mal hören: mal einfach so, mal vom Saxofon, mal vom Bass, mal vom Schlagzeug her und dann wieder alles in allem. Zumal Grenadiers Bass eröffnet piranesische Hallräume, und Ballard, ein Meister des Understatements, zieht gelegentlich Grooves ein, dass uns die Ohren schlackern. Er war ja auch mal Drummer bei Ray Charles.



Fly (Mark Turner, Larry Grenadier, Jeff Ballard): Sky & Country. ECM 2067 1795041

Mutanten-Spartakus

Die Superhelden werden supertragisch. Einer ganz besonders: Hugh Jackman als Wolverine. Von Wolfram Knorr



Zeit zum Aufmöbeln: Schauspieler Jackman als grimmiger Wolverine.

Eigentlich sassen sie bald alle in der Falle: Superman, Batman, Spider Man, Iron Man, Hulk und Co. Sie agierten zwar extrem erfolgreich – aber wurden mit den Jahren auch langweilig. Im Superbadspideriron-Universum war der Typus zugange, der einfach alles kann, dauernd beschäftigt ist, die Welt vor den Superbösen zu retten, und damit zunehmend bieder wurde. Es war an der Zeit, die wilden Kerle wieder aus ihrem Schublade-Universum rauszuholen. Hollywood hatte sie zwar schon aus ihrer Zweidimensionalität befreit und in ihr dreidimensionales Gehege gelockt, aber auch dort wurden sie bald, nach drei, vier, fünf Sequels, zu Männern ohne Eigenschaften. Die knalligen Masken und Kostüme konnten das nicht verhindern. Es war also Zeit fürs Geschäft, sie wieder aufzumöbeln, psychologisch, genealogisch. Zum Beispiel ihnen Jahresringe wie bei Bäumen zu verpassen; Schicksale zu unterstellen, die sich anders zeigen als die Sixpacks am definierten Body.

Und so mussten sich die Superhelden aufwendigen Renovationen mit satten Biografien unterwerfen («Batman Begins», «Superman Returns»): *Back to the roots*, Prequels statt Sequels, Selbstrettung statt Weltenrettung. Aktuellster Fall ist die Mutantenstadt-Truppe «X-Men» mit ihrem grimmigsten Helden Wolverine. Mit «X-Men Origins: Wolverine» wird – düster, düster – die komplette Super-

genese des Kaiser-Wilhelm-bärtigen Wolfsmutanten Logan aufgerollt. Statt eines Wolfs ist er ein armes Schwein, ein Untoter, der seit dem amerikanischen Bürgerkrieg mit seinem schauerlichen Bruder an sämtlichen Kriegen (bis Vietnam) teilgenommen hat und danach als Dank für seinen Patriotismus einem grässlichen Dr. Frankenstein ins Netz geht, der alle Mutanten zu Super-super-heavy-metal-Kerlen dopen will. Hugh Jackman als Wolverine ist jener Star, dem sich die deutsche Familienministerin Ursula von der Leyen in Gottschalks «Wetten, dass...?» auf den Schoss setzte, weil er so sexy sei. Ist er auch, aber in «X-Men Origins» hat er schwer an seinem Schicksal zu tragen, das die reine Hölle ist: Er ist Zombie, Mutant, Spartakus, Liebhaber und Abel, der seinen Bruder Kain vom Totschlag abhalten muss – und, verständlich, gestresst. Aber so ist das Leben mit den Mehrfachjobs.

Inzwischen sind auch die Prequels zur Masche geworden und nur noch erträglich durch ihre Steigerung ins Absurde. Mit «Wolverine» aber wird – Sauerei – auch noch Geschichtsklitterung betrieben: denn die Mutanten waren ursprünglich Teenager, Schüler eines Hochbegabteninternats. Der Witz: Das machte Ursprungsgeschichten überflüssig.

X-Men Origins: Wolverine.
Regie: Gavin Hood. USA, 2009

Kollateralschäden der Liebe

Paare sollten das Schlafzimmer nicht teilen, stand kürzlich in diesem Blatt zu lesen. Das ist gefühlloser Unsinn. Von Philipp Gut

Den Reaktionen nach zu schliessen, muss die Dunkelziffer hoch sein. Als die *Weltwoche* vor vierzehn Tagen ein Plädoyer für getrennte Betten publizierte, waren die Stossseufer der Erleichterung unüberhörbar. All die heimlichen Getrenntschläfer, die mit Gewissensbissen ihrem nächtlichen (Nichts-)Tun nachgehen, fühlten sich endlich verstanden und akzeptiert.

Im Nachhinein wusste ich auch die Mimik eines Kollegen zu deuten, als ich an der Redaktionssitzung den geplanten Artikel mit dem Ausruf kommentierte: «Getrennte Betten, das ist doch höchstens etwas für Pensionierte!» Der Kollege, Mitte vierzig, konnte das Gesicht mit letzter Anstrengung zur Andeutung eines verkniffenen Lächelns verziehen. Später kam aus, dass er schon längst von seiner Gattin getrennt schläft.

Schmallippige Argumente

Man staunt über die Gründe, welche die offenbar im Trend liegenden Getrenntschläfer vorbringen. Entertainer Jürgen von der Lippe nächtigt seit 27 Jahren auf Distanz zu seiner Ehefrau, «weil jeder Psychologe getrennte Schlafzimmer empfiehlt». Ein eher schmallippiges Argument. Hat man je geliebt und gelebt, indem man den Ratschlägen psychologischer Literatur folgte? Klingt eher wie eine nachgereichte Rechtfertigung.

Ähnlichsteril argumentiert Neil Stanley, Schlaf-forscher am Norfolk and Norwich University Hospital. Der Professor meint: «Das geteilte Bett ist lediglich eine kulturelle Norm, von keiner Wissenschaft gestützt. Feine Leute haben ihr Bett nie geteilt.»

Mr Stanley, es tut mir leid, dass ich mich nicht auf die Wissenschaft stütze, wenn ich mit und bei meiner Frau schlafe! Möge mir der heilige Geist der Wissenschaft vergeben, dass ich mich zu derart unakademischem Verhalten hinreissen lasse. Hier liege ich, ich kann nicht anders. Martin Luther hätte mir vielleicht den Segen gegeben.

Was Ihr zweites Argument betrifft, Mr Stanley, muss ich meinerseits zu einem kulturwissenschaftlichen Exkurs ausholen. «Feine Leute haben ihr Bett nie geteilt.» Feine Leute haben auch nie aus Liebe geheiratet. Die Liebesheirat ist eine bürgerliche Erfindung, romantische Gefühle waren in adeligen Biografien nicht vorgesehen. Ist es verwunderlich, wenn Zwangsverheiratete das Bett nicht teilen wollen?

Alles Glück der Welt

Ganz anders im Fall der wahren Liebe. Wer je das Gefühl in seiner Brust spürte, weiss es: Verliebte sind eine verschworene Gemeinschaft, eine Welt in der Welt. Sie möchten nur eines: beieinander sein, allein sein, weil sie sich selbst

genügen. Das hat durchaus einen asozialen Zug, notfalls würde man selbst Katastrophen hinnehmen, Opfer und Tod der andern, wenn sie einen nur mit der einen und Einzigen zusammenbrächten.

Das gemeinsame Bett ist der Inbegriff welt-abgeschiedener Zweisamkeit, die alles Glück der Welt enthält. Leute, ob feine oder nicht, die getrennt schlafen, mögen noch so viele «wissenschaftliche» Erklärungen bemühen – sie bezeugen mit ihrer einzelschläferischen Existenz, dass sie sich vom Ur-Impuls liebender Paare entfernt haben.

Wer getrennt schläft, hat weniger Sex

Den «Wunsch nach getrennten Schlafzimmern», hiess es in diesem Blatt, verschwiegen viele, «aus Angst vor der Reaktion» der Partnerin oder des Partners. Recht so. Was wäre das denn auch für ein Partner, der den Rückzug aus dem Universum unter der Decke mit Zustimmung quittierte? Es gibt da nur zwei Möglichkeiten: entweder Kränkung, wenn noch Restbestände der Liebe zucken. Oder Zustimmung, wenn die Lava erloschen ist.

Damit komme ich zum Punkt aller Punkte. Im Lob auf die getrennten Betten stand, es gebe «eine Reihe von handfesten Gründen, die für den Schlaf im eigenen Bett sprechen, und keiner von ihnen hat mit getrübtter Liebe oder schlaff gewordenen Trieben zu tun». An anderer Stelle war zu lesen, «dass getrennte Schlafzimmer nur besseren Schlaf und keinesfalls selteneren Sex bedeuten».

Wirklich? Mit einem kleinen Gedankenexperiment möge jeder den Realitätsgehalt der Behauptungen prüfen. Haben Sie, als Sie in Ihrer Jugend mit Ihrer Liebe zusammenzogen, von Anfang an getrennt geschlafen? Vermutlich nicht. Haben Sie damals mehr Sex gehabt als heute? Vermutlich schon. Also.

Zum Schluss noch ein paar persönliche Bemerkungen.

Aufgrund nächtlicher Selbstversuche lässt sich feststellen, dass Männer und Frauen sehr wohl auf engem Raum zusammen schlafen können – wenn sie zusammen schlafen wollen. Notfalls reichen neunzig Zentimeter.

Und: Gemeinsam mit der Frau im Bett zu schlafen, kommt auch für Männer, die sich im Beruf, auf Fussballplätzen und Autobahnen hart und cool geben, einer emotionalen Frischzellenkur gleich. Es gibt individuell ausgeprägte Rituale des Einnistens und Einhakens, des Anschmiegens und Anmachens. Sie verleihen eine Kraft und Lebensfreude, die weder Eiweisspräparate noch Vitamintabletten ersetzen können.

Warum sollen Männer und Frauen das Bett teilen? Das letzte Wort soll meine Frau haben, die trotz aller notorischen Kollateralschäden wie Schnarchen und Einwickeln dem gemeinsamen Nächtigen huldigt. «Weil man sonst etwas verpassen könnte.» Sagt meine Frau. ○



Emotionale Frischzellenkur: Doris Day und Rock Hudson in «Send Me No Flowers».

Gesellschaft im Spital

Nach seinem Betriebsunfall liegt Mike immer noch im Spital. Und fürchtet, dass die Behörden auf ihn aufmerksam werden könnten. «Doppelpass», Folge 23. Von Charles Lewinsky

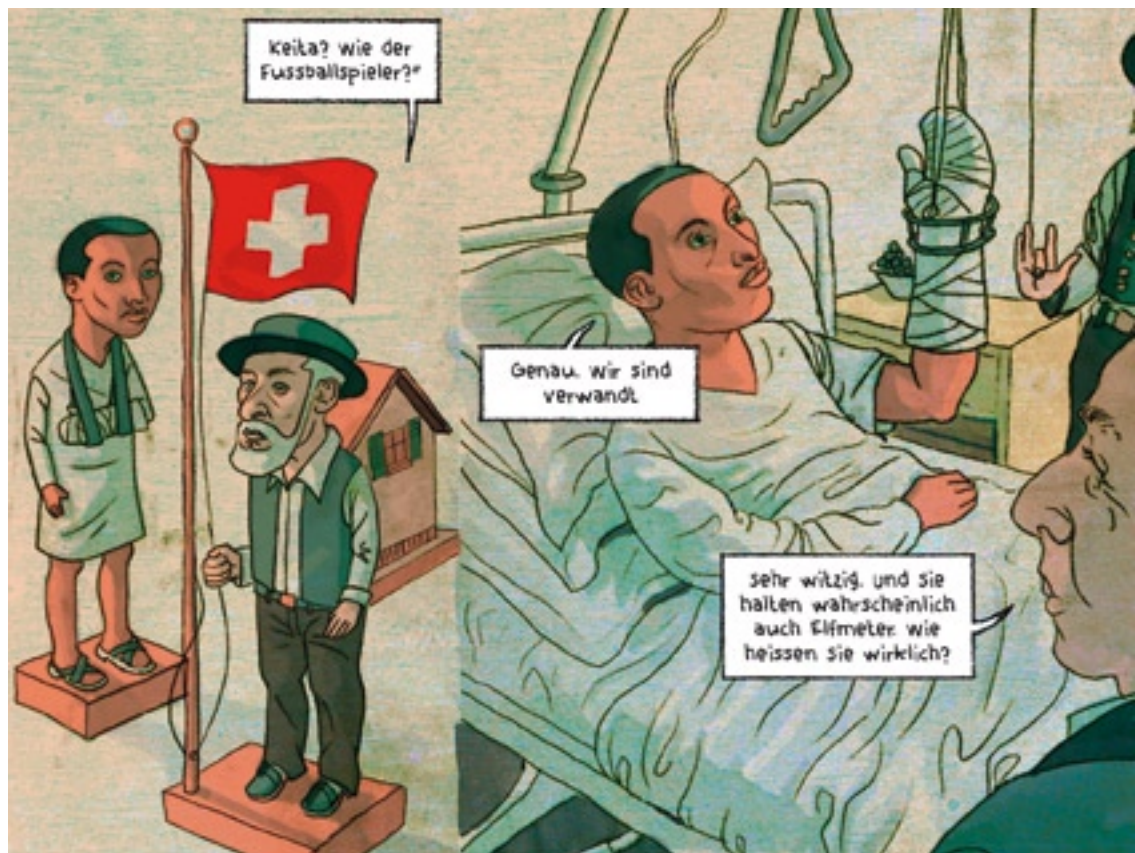
Anfänglich hatte er sich sehr schnell erholt. Natürlich, seine Hand schmerzte, das war zu erwarten, und manchmal kam es ihm vor, als ob eine glühende Nadel in seinem Mittelfinger steckte. In dem Finger, den die Säge abgetrennt hatte. Der gar nicht mehr da war. Man konnte den Verband zusammendrücken und fühlte nur eine Lücke. Und trotzdem tat ihm der Finger weh.

Der Arzt meinte, das sei normal und würde ganz von selber aufhören. Sie gaben ihm ein anderes Schmerzmittel und vielleicht noch etwas dazu, denn von da an war er nicht nur angenehm müde, sondern auch mit allem zufrieden.

Seine Kollegen aus der Schreinerei besuchten ihn, einer nach dem andern. Zuerst kam Hansueli, setzte sich ans Bett, sagte kaum guten Tag und begann gleich mit einem seiner langen Vorträge. Ob Mike eigentlich wisse, dass er nach so einem Unfall ein reicher Mann sein könnte, wenn es nicht in der Schweiz passiert wäre, sondern in Amerika? Weil man dort nämlich in so einem Fall den Betrieb auf Schadenersatz verklage, und die Geschworenen würden einem prompt Millionen als Schadenersatz zusprechen, nicht übertrieben: Millionen. Es gebe da eine Frau, die McDonald's vor Gericht gebracht habe, nur weil ihr Kaffee zu heiss gewesen sei, die liege jetzt bestimmt irgendwo in der Karibik an einem Strand, lasse sich pausenlos Champagner servieren und wisse gar nicht, wie sie das viele Geld von dieser Hamburger-Braterei ausgeben solle. Nur weil ihr Kaffee einmal zu heiss gewesen war und sie sich ein bisschen verbrüht hatte. Wenn man das auf einen verlorenen Finger hochrechnete...

Mike liess den Redeschwall über sich ergehen wie eine warme Dusche und gab nur ab und zu ein zustimmendes Geräusch von sich. Mehr erwartete Hansueli auch gar nicht von ihm.

In Mikes Fall, dozierte der weiter, sei das natürlich etwas ganz anderes, erstens weil man hier in der Schweiz sei, wo man für einen zu heissen Kaffee noch nicht einmal fünf Rappen bekäme, und zweitens weil er ja nicht offiziell eingereist sei und schon gar nicht angestellt, weshalb er den Chef auch nicht verklagen könne. Er wisse überhaupt nicht, sagte Hansueli und wiegte bedenklich den Kopf hin und her,



ob so jemand wie Mike in der Schweiz überhaupt irgendwelche Rechte habe.

Auf dem Nachttisch stand, noch von Martins Besuch her, ein Teller mit Trauben, und von denen steckte sich Hansueli während seines Wortschwall eine Beere nach der anderen in den Mund. Als der Teller leer war, stand er auf. Es sei sicher nicht gut, wenn er seinen Besuch allzu lang ausdehne, meinte er, Mike brauche jetzt vor allem Ruhe und Erholung, und überhaupt sei in der Schreinerei eine Menge zu tun, gute Besserung noch und Kopf hoch, es wird schon werden.

Mike hatte irgendwann während der Suada die Augen geschlossen, nur für einen Moment, wie er meinte, aber als er sie wieder öffnete, sass da nicht mehr Hansueli auf dem Stuhl neben seinem Bett, sondern Gebi. Der schüttelte, als er sah, dass Mike aufgewacht war, bedenklich den Kopf und sagte: «Eine dumme Geschichte. Eine sehr dumme Geschichte.» Damit war für ihn die Konversation erledigt, und den Rest seines Besuches kaute er nur noch auf seinem Süssholzstängel herum, denn im Krankenhaus war Rauchen natürlich verboten.

Er hatte ein Geschenk mitgebracht, das er fast schüchtern auf den Nachttisch stellte, eine von seinen Schnitzereien. Ein Mann in Bauerntracht stand neben einem Fahnenmast, an dem man eine winzige Schweizerfahne hochziehen und wieder senken konnte. «Nur eine Kleinigkeit», sagte Gebi, als Mike ihm dafür danken wollte, und hatte es plötzlich ganz eilig.

Auch Sven, in seiner Hamburger Zimmermannstracht, kam irgendwann vorbei, aber davon bekam Mike nicht viel mit. Er hatte plötz-

lich ganz heftiges Fieber bekommen und wusste hinterher nur noch, dass Sven über einen eigenen Witz laut gelacht hatte. Dass man mit nur vier Fingern viel besser eine Runde Bier bestellen könne oder so etwas Ähnliches.

Der Arzt, der seinen Patienten eigentlich schon bald hatte entlassen wollen, machte beruhigende Geräusche. «Das kommt manchmal vor», sagte er. «Für gewöhnlich ist so ein abgetrennter Finger keine grosse Sache, rein medizinisch, meine ich, aber in Ihrem Fall ist leider eine Wundinfektion dazugekommen. Samt begleitender Entzündung der Lymphwege. Was man laienhaft Blutvergiftung nennt. Sollte nicht passieren, passiert aber doch. Die Schmerzen und das Fieber sind aber kein Grund, sich Sorgen zu machen. Wir kriegen das schon wieder hin. Allerdings werden Sie noch eine Weile hierbleiben müssen. Sicher ist sicher.»

Sie befestigten seine Hand in einer Schleife über dem Bett. Wenn man ins Zimmer kam, musste es aussehen, als ob er permanent jemanden grüsste. Aber das war ihm egal. Ihm war alles egal, verschwommen in einem chemischen Nebel. Auch der Besuch des Manns von der Krankenhausverwaltung kam ihm hinterher vor wie etwas, das er geträumt hatte.

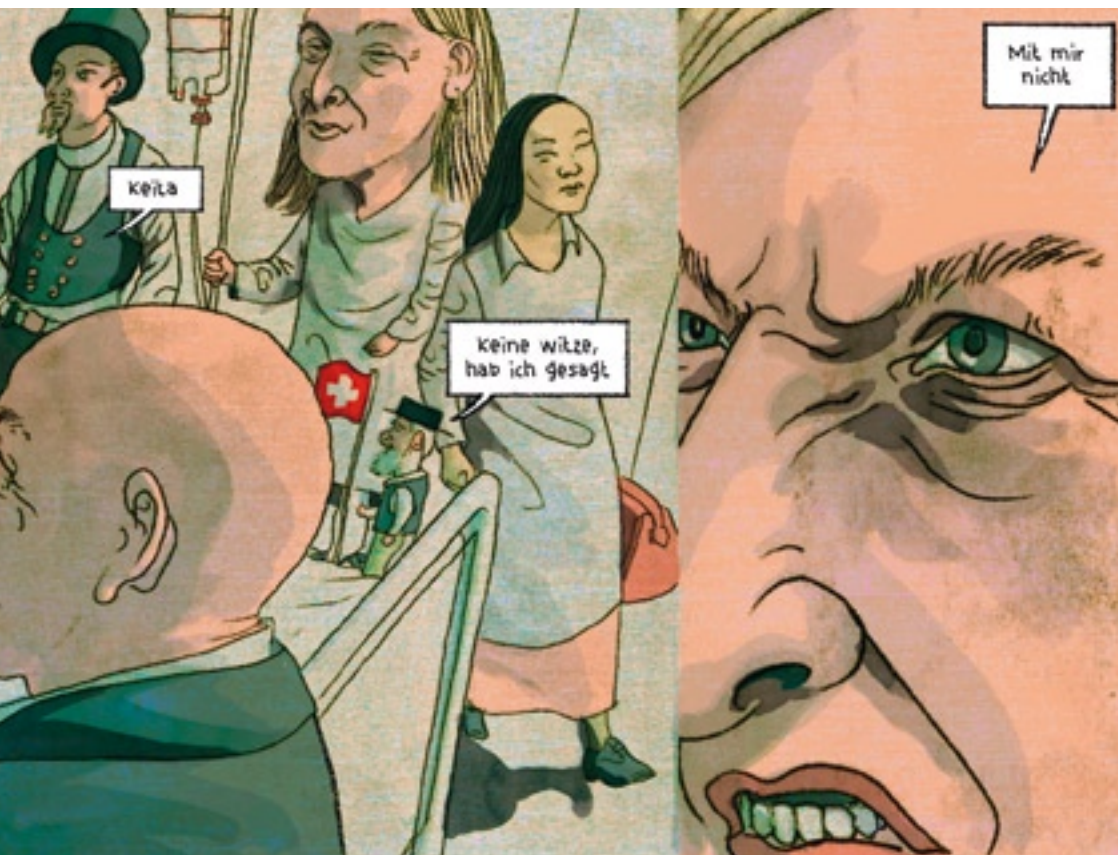
«Keita? Wie der Fussballspieler?»

«Genau. Wir sind verwandt.»

«Sehr witzig. Und Sie halten wahrscheinlich auch Elfmeter. Wie heissen Sie wirklich?»

«Keita.»

«Mit mir nicht», hatte der Mann gesagt und beim Hinausgehen die Türe hinter sich zugeknallt. Man konnte im Zimmer hören, wie ihm



draussen auf dem Gang eine Krankenschwester deswegen Vorwürfe machte. Aber vielleicht hatte er das auch nur geträumt.

Und, ja, einmal war jemand vom Sozialdienst da gewesen, aber die Mittel, die sie ihm durch diese Kanüle ins Blut tropften, hatten Mike so den Kopf verschmiert, dass er nicht einmal mehr den eigenen Namen wusste.

Irgendwann wachte er auf, schreckte auf, wie man es manchmal tut, wenn man im Traum etwas Bedrohliches erlebt hat. Eine Frau in einem weissen Nachthemd stand in seinem Zimmer. Nein, keine Frau. Ein Mann. Aber mit langen Haaren. Er schob einen Infusionsständer neben sich her und machte in seinen Pantoffeln ganz kleine, vorsichtige Schritte.

Hinter ihm her kam eine asiatisch aussehende Krankenschwester mit einem narbigen Gesicht. Sie trug eine Reisetasche.

«Soll ich Ihnen ins Bett helfen, Herr Berger?», fragte sie.

«Geht schon», sagte der Mann. Ganz vorsichtig setzte er sich auf das zweite Bett. Als er beim Hinlegen die Beine hochheben musste, verzog er schmerzhaft das Gesicht.

«Wirklich nur, weil Sie es sind», sagte die Krankenschwester. «Eigentlich geht das ja nicht. Wenn ich deswegen Schwierigkeiten bekomme...»

Selbst Mike konnte hören, dass sie nicht sehr gut Deutsch sprach.

«Schieben Sie einfach alles auf mich, Schwester Jesusa.» Der Mann mit den langen Haaren drehte sich ganz vorsichtig auf die Seite. «Ich bin Ihnen auf jeden Fall sehr dankbar. Und mein neuer Zimmerkollege bestimmt auch.»

Die Schwester verstaute seine Sachen im Schrank und machte dabei mehr Lärm als unbedingt notwendig. Es war, als ob sie mit dem absichtlichen Gepolter deutlich machen wollte, dass hier immer noch sie das Sagen hatte. Sie überprüfte die Infusion des Neuankömmlings, rückte seine Kissen zurecht, grummelte noch einmal etwas von wegen «Sonderbehandlung» und «sonst auch schon genug zu tun» und verschwand dann in demonstrativer Eile aus dem Zimmer.

«Sie ist eigentlich gar nicht so», sagte der Mann mit den langen Haaren. «Aber das Erste, was sie ihr hier im Spital beigebracht haben, ist, dass man mit den Patienten nicht allzu nett sein darf.»

Er begann zu lachen, schnitt eine Grimasse und hörte schnell wieder auf. «Ich hoffe, du bist keiner, der dauernd Witze erzählt», sagte er.

«Witze?»

«Ich lache gern, aber es tut einfach noch zu sehr weh.»

Ein junger Mann. Sogar sehr jung, schien ihm. Aber es war schwierig für ihn, diese bleichen Gesichter richtig einzuschätzen.

«Ich werde versuchen, Sie nicht zu stören», sagte Mike. «Obwohl mir eine Schwester gesagt hat, dass ich wegen der Mittel furchtbar laut schnarche.»

Der Mann schüttelte den Kopf. «Mich stört gar nichts. Ich kann sowieso nicht schlafen. Sobald ich es versuche, drehe ich mich automatisch auf die Seite, dann tut mir die Narbe weh, und schon bin ich wieder wach.»

«Etwas Schlimmes?»

«Völlig uninteressant. Blinddarm. Das macht

ein Chirurg heutzutage schnell vor dem Frühstück, nur um sich aufzuwärmen. Du scheinst mir da ein viel spannenderer Fall zu sein.»

«Wieso?»

«Du bist doch der geheimnisvolle Mann, von dem niemand den Namen weiss.»

«Ich heisse Mike.»

«Und ich Alwin. Wir duzen uns, das ist einfacher. Ich weiss, Alwin ist ein idiotischer Vorname, aber die Leute können ihn sich wenigstens merken. Alwin Berger. Du siehst, ich habe einen Familiennamen. Nicht wie du.»

«Keita.»

«Keine Witze, hab ich gesagt.»

«Ich heisse wirklich...»

«Ich bin ein neugieriger Mensch. Wenn irgendwo eine Geschichte ist, will ich sie kennen lernen. Zum Beispiel, ob das mit deinem Finger wirklich ein Unfall war. Oder vielleicht doch Absicht.»

«Wieso sollte ich...? Und woher wissen Sie überhaupt... weisst du überhaupt...?»

«Schwester Jesusa hatte heute Nacht nicht viel zu tun, ich konnte nicht schlafen, und so haben wir ein bisschen geplaudert. Irgendwie muss man sich die Zeit ja vertreiben. Du bist das grosse Gesprächsthema hier im Spital. So einen wie dich hatten sie noch nie.»

«Ohne Papiere, meinen Sie?»

«Du. Wir sagen uns du. – Nein, dass einer keinen Ausweis hat, das wird schon mal vorgekommen sein. Aber du willst ihnen ja noch nicht mal deinen Namen verraten.»

«Keita. Ich heisse Keita.»

«Klar. Und ich David Beckham.» Alwin lachte über den eigenen Witz, verzog vor Schmerzen das Gesicht und fasste sich an den Bauch. «Ich wusste doch, du würdest mich gut unterhalten. Du kannst dir ja nicht vorstellen, wie langweilig es wird in so einem Einzelzimmer, wenn man nicht schlafen kann. Erzähl mir deine Geschichte. Von Anfang an. Vielleicht kann ich dir sogar den einen oder anderen guten Rat geben.»

«Kennen Sie sich... kennst du dich denn in diesen Sachen aus?»

«Ich kenne mich in allen Sachen aus», sagte der junge Mann mit den langen Haaren. «Ich bin Journalist.»

«Ein schöner Beruf», sagte Mike.

«Wenn man bei einer grossen Zeitung angestellt wäre, dann vielleicht. Ich bin nur freier Korrespondent. Wenn in meiner Ecke der Schweiz etwas passiert und ich es rechtzeitig erfahre, kann ich einen Artikel verkaufen. Nebenher arbeite ich noch in einem Büro. Aber vielleicht ist das ja bald nicht mehr nötig.»

«Hast du etwas in Aussicht?»

«Dich habe ich in Aussicht», sagte Alwin. «Das könnte so eine Geschichte werden, die richtig ans Herz geht. Da haben Leute schon für weniger einen Preis bekommen.»

Folge 24 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche

Rosarote Brille

Die Talentmanagerin Sandra Maligec, 29, und der Servicemanager Soeren Suter, 31, heiraten im August. Sie haben das perfekte Glück gefunden.

Sandra: Seit meine Single-Freundinnen wissen, dass ich heiraten werde, fragen einige: «Wie weisst du eigentlich, dass er der Richtige ist?» Ich antworte: «Weil ich mir diese Frage bei Soeren nie stellen musste – es stimmt einfach.»

Soeren: Sandra ist meine Geliebte, meine beste Freundin, mein Lebensmensch, meine Seelenverwandte und darum auch bald meine Frau. Ich hätte nicht gedacht, dass es eine so grosse Liebe, das perfekte Glück tatsächlich gibt. Vom Moment, da ich sie das erste Mal am Telefon hatte – worauf aus einer geschäftlichen Anfrage ein stündiges Gespräch wurde –, bis zu meinem Heiratsantrag im vergangenen Sommer verging ein knappes Jahr.

Sandra: Wir sind noch immer sehr verliebt und somit zu allen Schandtaten bereit. Gleichzeitig ist es eine tiefe Beziehung. Soeren holt die besten Eigenschaften aus mir heraus und akzeptiert andererseits meine Schwächen, und umgekehrt ist es genauso. Es funktioniert auch so gut, weil keiner den anderen dominieren will, was bei ähnlich starken Persönlichkeiten schnell in Machtspielen enden kann. Das ist dann oft der Anfang vom Ende.

Soeren: Als ich Sandra kennenlernte, wusste ich, was beziehungs­mässig nicht mehr in Frage kommt: Konkurrenzdenken, eingefahrene Denkmuster und eine lahme Sexualität. Ich brauche eine facettenreiche Frau, mit der ich mich weiterentwickeln kann, mit der in vielerlei Hinsicht ein Wandel möglich ist und die mich genauso will wie ich sie. Sex ist wichtig. Für mich ist jede romantische Liebe eine leidenschaftliche Liebe. Es geht ja nicht nur darum, dass man den Körper des andern begehrt. Man muss auch sein Wesen attraktiv finden und sich dafür interessieren.

Sandra: Es gibt Paare, die können eine Stunde nebeneinandersitzen, ohne sich zu küssen oder zu umarmen. In dieser Hinsicht sind wir ein wenig extrem. Meinst du, das ändert sich mit den Jahren?

Soeren: Hoffentlich nicht.

Sandra: Obwohl die rosarote Brille noch auf unseren Nasen sitzt, sehen wir das Wesentliche klar: Wir sind beide leistungsorientiert und ehrgeizig. Aber die Priorität liegt eindeutig bei unserer Liebe. Das ist keine intellektu-



«Wir vermissen einander schnell»: Brautpaar Maligec und Suter.

elle Entscheidung. Wir sind nur ungern getrennt. Wir vermissen einander schnell. Dafür müssen wir nicht eine Woche getrennt sein. Wir reden von Stunden.

Soeren: Am Morgen fahren wir gemeinsam zur Arbeit, am Abend gemeinsam nach Hause. Dazwischen telefonieren wir fünfmal. Was sie denkt, welche Sorgen sie hat, wie sie den Tag verbrachte: Das interessiert mich einfach. Die achtzig Beziehungsfragen, die uns der freie Theologe als Vorbereitung für die Trauung gab, waren im Nu beantwortet.

Sandra: Über fast alles hatten wir bereits gesprochen, und unterschiedliche Ansichten gab es eigentlich nur bei der Frage, wie man sich beerdigen lassen will.

Soeren: Ich sagte, ich wolle mich kremieren lassen. Sandra sagte, sie möchte eine Erdbestattung. Wenn es einmal so weit sein sollte, will ich mit ihr zusammen im Grab liegen. Also bin ich jetzt auch für eine Erdbestattung.

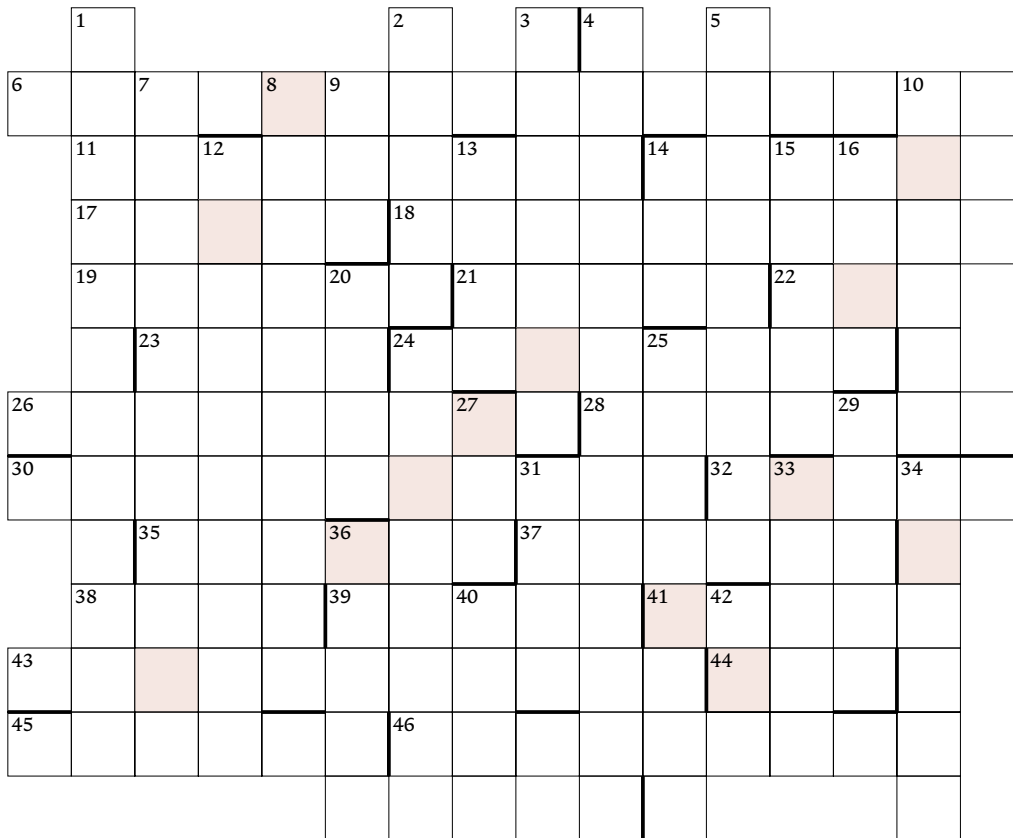
Sandra: Soeren hielt – so richtig traditionell – bei meinem Vater um meine Hand an. Papa

antwortet ganz emanzipiert: «Von mir hast du ein klares Ja, aber frag auch noch Sandras Mutter.» Mein Mami ist selten sprachlos, nun war sie es vor Freude.

Soeren: Wenig später liess ich Sandra ein Schmuckkästchen per Velokurier zukommen. **Sandra:** Ich war total aufgeregt. Aber das Kästchen war bis auf ein Zettelchen leer. Darauf stand: «Der Rest kommt am Abend.» Zu Hause tat er, wie wenn nichts wäre. Er spannte mich auf die Folter. Erst Stunden später kniete er nieder und fragte: «Willst du mich heiraten und dein ganzes Leben mit mir verbringen?» Dann steckte er mir einen wunderschönen Ring an den Finger, den ich seither immer trage. Die Vorbereitungen zum Fest sind jetzt in vollem Gang. Es soll romantisch, aber nicht kitschig werden. Eine erfahrene Wedding-Planerin sorgt für einen reibungslosen Ablauf.

Aufgezeichnet von **Franziska K. Müller**.

Heiratsplanung: www.yourperfectday.ch



Lösungswort — Wahlspruch für sicheres Wegschliessen

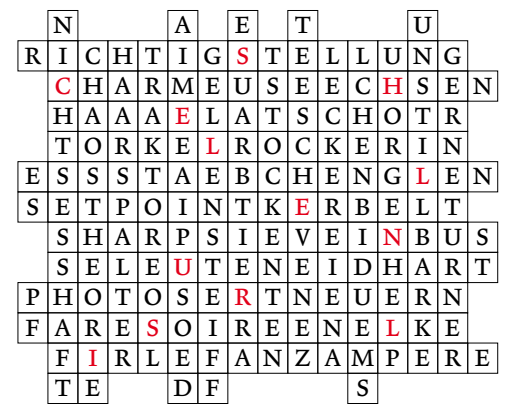
Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 6 In diesem Sinn hat sogar ein Furz Wirkung aufs Klima. 11 Währschafte Musikaliensammelstelle. 14 Elektronenleiter auf dem Weg nach oben. 17 Gebirge haben die Portugiesen von den Römern. 18 Oft normale Reaktion von Normalen auf scheinbar nicht Normales. 19 Dreifachmist als Sportbekleidung. 21 In den/die Mangel genommene Wirtschaftssituation. 22 Argyll and Bute-Loch. 23 Martin oder James ist hier die Frage. 24 Wie Papageien und Taschen laut malen. 26 Karottenummer aus dem Riesengebirge. 28 Wo man in Belgien einen zwanglosen Umgang pflegt. 30 Streit zwischen Speerwerfer und Trainer nach X Fehlversuchen. 32 Eitle Teile der Gesellschaft. 35 Das deutsche Bundesausbildungsförderungsgesetz und dessen Förderleistung. 37 Von Simsi gibts davon Hunderte. 38 Der wahre Lohn steckt im Engagement des Künstlers. 39 Einstiger Mitpfurrer und -gorpser. 41 Sie kämpfte um Einheit auf Savimbiegen und Brechen. 43 Grammatische Geschlechternarren unter Strom. 44 Was im Dialekt gewesen ist. 45 Über Hundertjähriger mit Hang zum Laufmeter. 46 Musterkerl auf 2 Kanälen.

Senkrecht — (v. h. = von hinten) 1 Kulturwachs-tumsfördermittel? 2 Ist mit der iEX im Um-lauf. 3 Liegt das Komitee aus der Perspekti-ve der Heizung. 4 Einfach konstruiert ist Ge-radliniges leicht überschaubar. 5 Im Bibel-graffito wurde einer für zu leicht befunden. 7 Vom Exradio unterstützte Musikgruppe? 8 Experte im Einzelbusiness. 9 Victoria Eugé-nie von Battenberg in der Präfektur Gifu. 10 Gegebenenfalls kommt intern flach her-aus (v. h.). 12 In Lokomotiven gilt die Devise: Mut zum Drang! 13 Geht nicht am A... vor-bei. 14 Das Minimum vom Minium. 15 Der Ursprung von Oratorien. 16 Spätestens dann dämmert es jedem Briten. 20 TotalFinas Fu-sionspartner in heimatlicher Übersetzung. 24 Sie bewahren die Franzosen vor dem Aus-sterben. 25 Heissluftbäder für das Hinterteil blasen blechern. 27 Hohe Schule der gesetz-lichen Förderung. 29 Wo Powell mit 9,74 Se-kunden powerte. 31 Kappentor. 33 Stiel, liest oder steil nicht, jedoch am Pferdefesselbein. 34 Tibetanische Pampapampe. 36 Entmilch-ter Sojarest. 40 Der Benjamin zwischen Al-pha und Omega. 42 Rongorokratermanko.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 114



Waagrecht — 6 RICHTIGSTELLUNG («Flanquette», «Wiener Auster» = Stellungen beim Sex) 13 CHARMEUSE (Gewebe-Art) 15 ECHSEN (Eid...) 18 AAA (Banken-Rating) 19 ELAT (isr. Stadt; Elativ = Steigerungsform) 20 SCHOT (Segelleine; laufendes Gut = Tauwerk) 21 TORKELE (= Traubenpresse) 22 ROCKKERN 24 ESSSTAEBCHEN 26 GLEN (Great ..., schott. Tal; Marla, Jazzsängerin) 27 SETPOINT (= engl. Satzball) 29 KERBEL 32 SHARP 33 SIEVE (Programmiersprache; ital. Fluss) 34 INBUS (...schlüssel; Billy = IKEA-Regal) 35 SELEUTE (Ort im JU; Seeleute) 37 NEIDHART (... von Reuental, Minnesänger) 39 PHOTO 40 SERT (tres = span. drei) 41 NEUER 42 FARE (= engl. Fahrgeld; ausgesprochen wie «fair») 43 SOIREE (Abendgesellschaft) 45 NELKE (Gewürz-...; Revolutionsblume) 47 FIRLEFANZ 48 AMPERE (André-Marie, frz. Physiker † 1836; Einheit d. Stromstärke)

Senkrecht — 1 NICHTSESSHAFT (Nichts-Ess-Haft) 2 AIMEE (Anouk, frz. Schauspielerin) 3 ESUAR (Brause = Süssgetränk) 4 TEES (engl. Fluss) 5 UNSTILLBAR 7 CHAOSTHEORIE (Volltischler = Ordnungs-Chaot) 8 HAARSPALTER 9 TRAKTOR (Zugmaschine) 10 GELLEN (Uri Geller) 11 LECKEREIEN (Leckerli) 12 GERNE («ist ... geschehen») 14 STOCKENTEN (früher «Märzenten») 16 CHEN (Verkleinerungssilbe wie -lein) 17 HORGEN (Schwan im Wappen) 23 CHEVENEZ (Ort im Kt. JU; «Che, venez») 25 AIPUS (eine der Bellevue-Inseln) 28 TIERRA (= span. Erde) 30 BIDU (... Zaugg; Trainer der Liechtensteiner Fussball-Nati) 31 TURNER (Tina, US-Sängerin) 33 STEIFF (Plüschtiere mit Knopf im Ohr) 36 EOSL (aus «Lose» und «Sole») 38 HELP (5. Album der Beatles) 44 OED (aus «OECD») 46 EMS

Lösungswort — SCHELLENURSLI

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Polymere Werkstoffe,
Feinchemikalien/Engineering

Be anything but obvious



TUDOR ARMBANDUHREN SIND BEI OFFIZIELLEN ROLEX FACHHÄNDLERN ERHÄLTlich.



CHRONOGRAPH

Mechanisches Automatikwerk mit Selbstaufzug.
Satinierter, gravierte Tachymeterlunette. Saphirglas.
Verschraubbare Krone. Wasserdicht bis 150 m.
Edelstahlgehäuse 41 mm.



TUDOR

TUDORWATCH.COM